

Monatshefte

für deutsche Sprache und Pädagogik.
(Früher: Pädagogische Monatshefte.)

A MONTHLY
DEVOTED TO THE STUDY OF GERMAN AND PEDAGOGY.
Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

Jahrgang XI.

Dezember 1910.

Heft 10.

Zum 7. November 1910.

Von Prof. Ernst Voss, Ph. D., University of Wisconsin.

(Schluss.)

Was Reuter zu Zeiten während dieser Festungshaft gelitten, das kommt aber ganz besonders beredt zum Ausdruck in dem herrlichen Briefe, den er zu Neujahr 1837 an seinen Vater schickte, der ihm sein einziger Halt, sein ganzer Trost und seine Hoffnung bleibt, wenn das Laster, der Gram und Kummer, die Sorge und die Verzweiflung ihm alles rauben wollen. Hier zeigt sich ausserdem zum ersten Male der gottbegnadete Dichter, die Sprache und die Bilder dieses Briefes sind einfach klassisch, er malt hier tatsächlich, im wahrsten Sinne des Wortes *schildert* er hier die Gefühle eines schwer bedrängten Menschenherzens, einer zu früh geknickten jungen Knospe.

Und nun wandert der arme Gefangene von einer Festung zur anderen; im Februar 1837 nach Glogau, nach 6 Wochen nach Magdeburg, wo es ihm ganz besonders schlecht ging. In diese Zeit fällt allerdings auch ein Hoffnungsstrahl. Es trifft am 6. Oktober 1837 die amtliche Nachricht ein, dass die 30jährige Haft Reuters in eine achtjährige umgeändert worden sei.

Im nächsten Jahre, wieder im Februar (man suchte sich anscheinend immer den unfreundlichsten und kältesten Monat aus für die Luftverän-

derung für die armen Gefangenen), geht es dann über Berlin, wo in der Hausvogtei ein paar schreckliche Tage und Nächte zugebracht werden unter Entbehrungen der schlimmsten Art, nach der Festung Graudenz, wo sie endlich wieder menschenfreundlicher behandelt werden. Über diesen Aufenthalt in Berlin lässt sich der Dichter in der Festungszeit aus, wo er schreibt:

„Der Gendarm Rese und unser Herrgott haben uns damals aus unserer Not und Qual erlöst, und ich will dieses dem Herrn Kriminaldirektor Dambach nicht anrechnen, ebenso wie ich durch seine anderen Quälereien, die er im Untersuchungsarrest gegen mich ausgeübt hat, einen dicken Strich machen will; aber in *einer* Hinsicht soll er mir Rede stehen — er ist schon tot, auf dieser Erde kann er es nicht mehr — aber im Jenseits soll er sich dafür verantworten, warum er meinem alten Vater, der gerade in diesen Tagen in seiner herzlichen Liebe für seinen einzigen Sohn nach Berlin gekommen war, um etwas für sein Freikommen zu tun — warum er meinen alten Vater nicht die zwanzig Schritte zu meinem Gefängnis geführt hat, damit der Sohn sich doch an Vaters Brust einmal hätte ordentlich ausweinen können. Dafür sollst Du mir Rede und Antwort stehen — Kriminaldirektor Dambach.“

Auf Veranlassung von dem guten Herzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin und nach unmöglichen Schreibereien wurde Reuter nun endlich an Mecklenburg ausgeliefert, jedoch unter der Bedingung, dass sein Landesfürst ihn nicht begnadigen dürfe.

Im Juni 1839 wurde er über Berlin nach Dömitz transportiert.

Reuter schildert es in seiner „Festungstid“, wie er hier zum ersten Male nach 6 Jahren wieder einen deutschen Wald zu sehen bekommt, und wem bei dieser Schilderung das Herz nicht weich wird, wie er sich in das Moos wirft und die Erde küsst, der muss wahrlich ein Herz von Stein haben.

In Dömitz hat Reuter nun noch $1\frac{1}{4}$ Jahre weiter sitzen müssen. Da wurde am 27. Juni 1840 bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms des Vierten die allgemeine Amnestie erlassen; alle Demagogen wurden begnadigt und freigesetzt, nur Fritz Reuter, der Mecklenburger, nicht, ihn hatte man vergessen.

Paul Friedrich hat ihn dann auf eigene Faust nach Hause geschickt, und Fritz Reuter sass bereits gemütlich im Vaterhause in Stavenhagen, als die amtliche Nachricht von Preussen eintraf, dass auch er nun begnadigt sei, dass man auch ihm die Freiheit wieder geschenkt.

Reuter hat es fertig gebracht, auch über diese schreckliche Zeit auf der Festung seinen goldenen Humor auszubreiten.

Aber die ganze Qual kommt doch noch einmal zum Durchbruch im letzten Kapitel seiner Festungstid, wo er schreibt:

„Sieben Jahre lagen hinter mir, sieben schwere Jahre, und wenn ich jetzt auch im ganzen lustig davon erzählt habe, so lagen sie mir doch schwer wie Zentnersteine auf dem Herzen. In diesen Jahren war nichts geschehen, um mich vorwärts zu bringen in der Welt, und was sie mir möglichen Falles genützt haben, das lag tief unten im Herzen begraben unter Hass und Fluch und Grauen. Ich mochte nicht daran rühren, es war, als sollte ich Gräber aufreissen und meinen Scherz mit Totenknochen treiben.

Mein alter Vater war zu mir nach Dömitz gekommen und hatte mich besucht. Er war noch immer derselbe alte gute Vater von früher, aber in den sieben Jahren waren mit *meinen* Hoffnungen auch die *seinigen* zu Schanden geworden; er hatte sich daran gewöhnt, mich so anzusehen, wie ich mir selber vorkam, als ein *Unglück*. Er hatte sich die Zukunft jetzt anders zurecht gelegt, und ich stand nicht mehr obenan in seinem Rechenexempel. Wir waren uns fremd geworden, die Schuld lag mehr an mir, als an ihm; die Hauptschuld aber lag da, wo meine sieben Jahre lagen. Ach, was waren das für schreckliche Gedanken, die mir durch die Seele gingen!

Auf den Festungen hatten sie mich geknechtet; aber sie hatten mir ein Kleid angezogen, das feuerrote Kleid des grimmigen Hasses. Nun hatten sie mir das ausgezogen, und ich stand da — frei — aber auch splinterfadennackt, und so sollte ich zurück in die Welt.

Was war ich? Was wusste ich? Was konnte ich? Nichts. Was hatte ich mit der Welt zu tun? Rein gar nichts. Die Welt war ihren alten schiefen Gang ruhig weiter gegangen, ohne dass ich ihr gefehlt hatte. Um ihretwillen hätte ich noch ruhig weiter sitzen können, und meinetwegen auch —

Aber, Du bist frei! Du kannst gehen, wohin Du willst. Die Welt steht Dir offen! Jawohl, aber welcher Weg ist der rechte?“

Diese Frage wurde nun endlich dahin entschieden, dass Fritz Reuter noch einmal wieder die Universität besuchen sollte und seine juristischen Studien zum Abschluss bringen; denn sein Vater konnte noch immer seinen Lieblingsgedanken nicht aufgeben, seinen Sohn dereinst als wohlbestallten Bürgermeister oder gar noch in einer höheren Stellung zu sehen.

Dieser letzte Versuch ist aber gänzlich misslungen, und an dieses letzte Jahr auf der Universität hat Reuter wohl selber nicht gerne zurück gedacht. Wenn Heidelberg schon für den gewöhnlichen Studenten, der nie in seinem Leben etwas anderes als Flachland gesehen hat, gefährlich ist, denn vor lauter Naturgenuss kommt man hier nicht recht zum Studium, so musste Heidelberg doppelt gefährlich werden für Reuter, der sieben Jahre hindurch nichts als Festungsluft gestmet hatte. Ausserdem war er der Held des Tages und wurde gefeiert und von einer Festlichkeit ging es zur anderen und aus dem Studium wurde nichts, gar nichts.

Zu Ostern 1841 hat ihn der Vater dann nach Hause zurückgerufen und die so lange gehegte Hoffnung, seinen Sohn als Juristen zu sehen, zu Grabe getragen.

Und nun beginnt das zweite Kapitel in Reuters Leben, seine Zeit als Strom, als Landmann. Zuerst hat er die Landwirtschaft sich im Hause seines Onkels, des Pastors Reuter in Jabel, angesehen, wo er die gelungene Figur des Küsters Suhr kennen lernte mit seiner berühmten Philosophie: Ja, Kinder, ja, glaubt mich das nur, ja, diese Welt das ist 'ne Welt wie's nirgends keine gibt hier auf der ganzen Welt, es sei den Himmel ausgenommen!

Darauf hat er sich eine Zeitlang zu Hause in der grossen Wirtschaft des Vaters umgesehen, und dann ist er als Volontär bei dem Pächter Rust in Demzin eingetreten, der der Ansicht war, dass er ihn schon zurecht kriegen werde.

Reuter hat selber von dieser Zeit gesagt: „Ich segne die Landwirtschaft, sie hat mich gesund gemacht und hat mir frischen Mut wieder in die Adern gegossen.“

Er hat sich viele Freunde in seiner Stromtid erworben, sie hatten diesen frohen Menschen, der ein vorzüglicher Gesellschafter war, alle gerne. Sein Vater scheint aber den Gedanken aufgegeben zu haben, dass aus ihm jemals noch ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden könne, denn die schreckliche Krankheit, die sich zuerst bei ihm auf der Festung einstellte, machte alle Hoffnungen anscheinend immer wieder zu Schanden. Die sieben schlimmen Jahre auf der Festung hatten ihm diese traurige Krankheit mit auf den Weg gegeben, um ihm Leben und Freiheit zu vergiften. Fritz Reuter, ein urkräftiger, gesunder Mensch, auf kräftige Nahrung angewiesen und auch daran gewöhnt, musste sich im Gefängnis mit magerer Kost zufrieden geben und auch sonst Entbehrungen aller Art erdulden. Kann man sich darüber wundern, dass er am Ende zu Mitteln seine Zuflucht nahm, die ihn die ganze Misere seines Daseins vergessen liessen? Hier nun traf er den wunden Fleck in seinem Körper, die Stelle, wo er sterblich war. Unter diesen künstlichen Reizmitteln litt seine Gesundheit, es entwickelte sich bei ihm eine Neurose, die schliesslich nichts mehr in der Welt kurieren konnte.*

Fritz Reuter hat gegen diese Krankheit später mit aller Macht angekämpft, er hat alles mögliche versucht, Wasserkuren und andere Kuren, aber dieser alte böse Feind hat ihn nicht aus den Krallen gelassen, bis ein paar Jahre kurz vor seinem Tode.

Und er wäre sicher an sich selber verzweifelt und ohne Frage zugrunde gegangen, und die Welt hätte den grössten Humoristen verlo-

* So spricht sich sein Landsmann und Freund Adolf Wilbrandt über diesen Punkt aus, und alle human Denkenden worden ihm beipflichten.

ren, wenn nicht sein Freund Fritz Peters und Luise Kuntze gewesen wären. Was die Fürsorge seines alten lieben Vaters, der seinen Sohn wohl nie hat ganz verstehen können, weil ihre Naturen so grundverschieden waren, nicht hatte fertig bringen können, das hat die Freundschaft von Fritz Peters und die Liebe der Luise Kuntze zu Wege gebracht.

Luise ist ein Name, der jedem guten Mecklenburger, jedem Deutschen heilig ist durch die edle Königin Luise aus Mecklenburg-Strelitz.

Aber wir Mecklenburger haben noch eine andere Luise; ich meine nicht etwa die Luise von Voss, sondern Fritz Reuter sein Lowising, die uns gerade so hoch steht, wenn nicht noch höher, als die Königin Luise. Denn wenn sie der rettende Engel von Preussen geworden ist zu einer Zeit, wo es am Rande des Verderbens stand, dann ist es gewisslich wahr, dass Luise Kuntze der rettende Engel von Fritz Reuter geworden ist, und dafür soll nicht bloss Mecklenburg, nicht bloss Deutschland, nein, die ganze Welt soll dafür diese edle Frau in Ehren halten, die das Herz auf dem rechten Fleck hatte und die eine edle Menschenseele vor dem Untergang bewahrt hat.

Was Reuter für Höllen- und Seelenqualen auszustehen hatte, wenn die schreckliche Krankheit ihn heimsuchte, das hat er in seinen Briefen an seinen Vater und an seine Luise aufgezeichnet, und wer sich, wenn er diese Briefe mit ihrem herzerreissenden Jammer liest, dann noch auf das hohe Pferd setzen kann und ihn verdammen, der kann mir aufrichtig leid tun.

Dass dieses Leiden, das ihn in ungewissen Zeiträumen, bald alle neun Monate, bald früher, immer und immer wieder quälte und ihn dann beinahe an den Rand des Grabes brachte, gerade keine Empfehlung für ihn war in seinem Berufe als Landmann, lässt sich denken, und manch einer der Gerechten hat sicher den Kopf geschüttelt und gedacht: Aus dem Manne wird nichts, kann nichts werden.

Auch Luise Kuntze hatte natürlich davon gehört und war dadurch abgeschreckt worden, aber am Ende hatte sie sich doch in diesen treuen, aufrichtigen und freundlichen Menschen verliebt und im Jahre 1847 sich dann feierlichst mit ihm verlobt.

An die Hochzeit war nicht gleich zu denken, denn sie war unvermögend, und wenn Fritz Reuter auch früher wohl gehofft hatte, wie sein Freund Peters einst eine Pachtung zu übernehmen, so war es damit vorbei, da er schon in Dömitz zugunsten seiner beiden Stiefschwestern auf Veranlassung seines Vaters auf zwei Drittel seines väterlichen Erbes verzichtet hatte.

Als sein Vater im Jahre 1845 das Zeitliche segnete, fand sich ausserdem noch in seinem Testament die Klausel, dass Fritz Reuter nur dann sein Erbteil baar ausbezahlt werden solle, wenn er drei Jahre hindurch

überhaupt nicht trinken würde. Und endlich enthielt das Testament noch den Zusatz, dass im Falle einer Heirat Reuter überhaupt seines Erbes verlustig gehen solle und dasselbe dann ganz seinen Schwestern zufallen. Es wird schwer, hier dem Herrn Bürgermeister gerecht zu werden, aber er wird auch hier wohl auf seine rigorose Art nur das Beste im Auge gehabt haben, und wir wollen hoffen, dass unser Herrgott mit ihm deswegen nicht gar zu scharf ins Gericht gegangen ist.

Fritz Reuter ist ja auch so fertig geworden, und als er starb, konnte er seiner Luise in Baar die Summe von 270,000 Mark hinterlassen, dazu seine herrliche Villa am Fusse der Wartburg.

Bei solchen für einen Landmann recht trostlosen Aussichten hat Fritz Reuter denn schliesslich die Landwirtschaft ganz an den Nagel gehängt und sich als Privatlehrer und Porträtmaler im Jahre 1850 in Trepow an der Tollense niedergelassen.

Und nun kommen wir zu dem besten Kapitel in seiner Lebensbeschreibung. Es ging zuerst recht knapp als Schulmeister, aber es ging, und leichtsinnig wie nun verliebte Leute einmal sind, haben Reuter und sein Wising dann im Juni 1851 Hochzeit gemacht.

Und nun kommt neuer Sonnenschein in sein Leben hinein. Den Tag über gibt er Privatunterricht, und am Abend setzt er sich dann hin, um für den Freundeskreis Läuschen und Rimels aufzuschreiben, die er zuerst seiner Luise vorliest und am Sonntage dann bei seinem Freunde Peters in Thalberg, bei dem sie regelmässige Gäste waren, zum besten gibt.

Diese Läuschen und Rimels hat Reuter dann auf eigene Kosten drucken lassen im Jahre 1853, da es ihm nicht hatte gelingen wollen, einen Verleger dafür zu finden. Der Justizrat Schröder in Trepow hat ihm grossmütig die 200 Thaler für den Druck vorgestreckt.

Man muss es selber lesen, wie er später über dieses kühne Unterfangen sich auslässt und was für Gedanken ihm und seiner Luise beim Einpacken und Versenden dieses seines Erstlingswerkes gekommen sind. Luise sieht in Gedanken zur Ostermesse ein Packet nach dem anderen von unverkauften Exemplaren wieder in das Haus zurückwandern und sucht sich schon die Kammer aus, in der sie alle hübsch vor den Augen ihres enttäuschten Gatten verbergen will. Jedoch die 1200 Bücher, die erste Auflage, sind in wenigen Wochen verkauft, und eine zweite Auflage erscheint zu Michaelis 1854.

Und nun bekommt Reuter Courage, er weiss jetzt, wo er seinen Haken einschlagen kann; er hat sich endlich gefunden nach langer Irrfahrt.

1855 erscheinen Polterabendgedichte von ihm und auch seine Reise nach Belgien. Auch gründet er das Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern, das aber schon nach einem Jahre wieder eingeht.

Im nächsten Jahre ziehen die Reuters nach Neubrandenburg. In dieses Jahr fällt das Erscheinen von mehreren Lustspielen, die aber wenig Erfolg hatten.

1857 bringt Kein Hüsung, nach Reuter sein Bestes.

1858 erscheint ein zweiter Band von Läuschen und Rimels und das Jahr darauf „Aus der Franzosenzeit“, das ihn mit einem Male zu einem berühmten und bekannten Dichter und Schriftsteller macht.

Und nun geht es Schlag auf Schlag; Reuter entwickelt in Neubrandenburg eine wahre Schaffenswut.

Hanne Nüte un de lütte Pudel erscheint 1860, 1861 bringt Schurr-Murr, 1862 Ut mine Festungstid und den ersten Teil von Ut mine Stromtid.

1858 bringt die Stralsunder Zeitung die Nachricht von Reuters Tode. Dazu Reuter mit folgender Mitteilung: „Da ich einen leicht begreiflichen Widerwillen gegen das Lebendigbegrabenwerden habe, sind Sie wohl so freundlich, mich aus Nr. 268 Ihrer geehrten Zeitung wieder auszugraben, zumal mich besondere Gründe veranlassen, wenn es Gott gefällt, noch länger unter den Lebenden zu weilen.“

Der Stettiner Zeitung schickt er folgendes Inserat:

I, woans — dod? Iek denk nich dran,
Dat föllt mi gor nich in;
Ne, ne! So lang ick leben kann,
Will 'ck nich begraben sin.

In das Jahr 1858 fällt auch die peinliche Kontroverse mit Klaus Groth, der in seinem 25. Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch eine gehässige Kritik über den mecklenburgischen Konkurrenten losgelassen hatte, worin er unter anderem sagt: „Wer in den Läuschen und Rimels die Natur Mecklenburgs und seiner Bewohner sucht, der wird staunen über einen Augiasstall von Grobheit und Plumpheit.“

Reuter hat ihm darauf gründlich heimgeleuchtet und sich weiter nicht um Klaus Groth gekümmert, der auch bald zu besserer Einsicht kam.

Im Jahre 1861 durfte Reuter dem alten Jakob Grimm, dem 76jährigen Greis, noch einen Besuch machen. Er unterhält sich mit ihm über Plattdeutsch, und der alte Herr beurteilt alles, das er geschrieben, in einer so freundlichen und milden Weise, dass Fritz Reuter daraus neuen Mut schöpft für seine schriftstellerische Tätigkeit.

Im Jahre 1863 macht die Universität Rostock Fritz Reuter zu ihrem Ehrendoktor auf Vorschlag des Germanisten Professor Bartsch.

In demselben Jahre verlässt Fritz Reuter Mecklenburg und lässt sich in Eisenach nieder. Vor der Abreise pflanzt er zum Andenken an seinen Vater, den Bürgermeister Johann Georg Reuter, und seine Mutter Johanna, geb. Oelpeke, auf dem Alt-Bauhofseld bei Stavenhagen eine Eiche.

Nach ein paar Jahren in Eisenach bezieht er am Fusse der Wartburg sein eigenes Heim, die jedem Besucher Eisenachs bekannte Reuter Villa. Über der Tür der Villa steht das bezeichnende Motto:

„Wenn Einer kümmt un tau mi seggt,
Ik mak dat allen Minschen recht!
Denn segg ick: Leiwe Fründ, mit Gunst,
O, lihren S' mi doch dei swere Kunst.“

Da er nun förmlich von Verehrern zu Tode gehetzt wurde, liess seine praktische Frau an dem Eingange eine Porzellantafel anbringen mit der Inschrift: Dr. Fritz Reuter. Vormittags nicht zu sprechen.

Aus der Eisenacher Zeit stammt die Fortsetzung und der Schluss von Reuters, Ut mine Stromtid (1864), Dörchläuchting (1865) und De Reis nah Konstantinopel (1868), sein letztes Werk.

Im Nachlasse fand man seine Urgeschichte Mecklenburgs, die bei weitem das nach 1864 Veröffentlichte überragt, aber nicht zu Ende geführt ist.

An den Geschicken Deutschlands hat Reuter den regsten Anteil genommen. Im Jahre 1848 wählten ihn seine Mitbürger als Deputierten in den Güstrower Städtetag, später in den ausserordentlichen Landtag und im Oktober dann in die Versammlung der Abgeordneten beider Mecklenburg in Schwerin.

Nach den Siegen der preussischen Truppen im Jahre 1866 richtet Reuter einen herrlichen Brief an Bismarck, der am besten beweist, mit welchem Interesse er die politischen Tagesereignisse verfolgt hat. Er dankt ihm als dem Manne, der die Träume seiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften Alters zur fassbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahrheit verwirklicht hat. Gleichzeitig schickt er ihm seine Werke mit der Bitte, seinen zudringlichen Kindern ein bescheidenes Plätzchen in seiner Bibliothek zu gönnen. Und dann spricht er den Wunsch aus, dass die dummen Jungen instande sein möchten, mit ihren tollen Sprüngen ihm auf Augenblicke die schweren Sorgen und harten Mühen seines Lebens vergessen zu machen.“

Graf Bismarck hat auf diesen Brief in der reizendsten Weise geantwortet. Er versichert den Dichter, dass die Schar seiner Kinder als alte liebe Freunde ihn begrüsst hätten. Und dann fügt er, was uns besonders wohl tut, hinzu: „Noch ist, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden; mit der Gegenwart aber versöhnt es, wenn der auserwählte Volksdichter in ihr die Zukunft gesichert vorschaut, der er Freiheit und Leben zu opfern bereit war.“

Wie die Zeiten sich geändert hatten, dass der erste Minister Preussens so an den Mann schreiben konnte, den man einst als Königsmörder zum Tode verurteilt hatte.

Noch einmal hat dann der Dichter seine Stimme erschallen lassen im deutsch-französischen Kriege, wo er zu den Liedern zu Schutz und Trutz die beiden Gedichtscyklen beisteuerte: Das Lied von Gravelotte und Grossmudding, hei is dod.

Am 12. Juli 1874 ist Reuter in seiner Villa in Eisenach entschlafen, tief betrauert von der ihn überlebenden Gattin und von einem dankbaren engeren und weiteren Vaterlande. Die letzten Jahre seines Lebens waren fast zu reich gewesen an Ehren und Auszeichnungen, aber Reuter ist allezeit der dankbare, bescheidene und zufriedene Mensch geblieben, der er immer gewesen war, ein typischer Mecklenburger.

Als sie noch seine Braut war, hatte Reuter seiner Luise einmal geschrieben: „Du weisst, dass unser Loos kein glänzendes sein wird, d. h. im Sinne der Welt; aber in meinem Sinne, im Sinne einer Seele, die aufrichtig an wahres Glück denkt, wird es ein glänzendes, ein aus Liebe, Heiterkeit, Hingebung und Achtung erbautes sein.“

Und das ist zur Wahrheit geworden. Er hat sein Lowising sehr, sehr glücklich und auch sehr stolz gemacht. Und als der Sterbende an seine treue Lebensgefährtin die Frage richtete, ob sie auch seiner gedenken werde, da konnte sie aus vollem Herzen antworten: „Ja, immer, und mit Liebe.“

Die Grabschrift Reuters, die er sich selber gemacht:

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind Dein,

Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein.

Und irrt' ich im Dunklen und fand mich nicht aus,

Bei Dir, Herr, ist Klarheit, und licht ist Dein Haus,

sie spricht von der tiefen Religiosität des grossen Volksdichters.

Wie Fritz Reuter von den führenden Geistern auf literarischem Gebiete eingeschätzt wurde, das beweisen die Nekrologe von Gustav Freytag und Klaus Groth am besten, auf die ich hier nur hinweisen möchte. Und dass er nicht nur gepriesen, sondern auch tatsächlich gelesen wird, das beweist sein Verleger Hinstorff am besten, der mit Reuter durch seine Schriften zu einem schwerreichen Manne geworden ist.

Wenn es einmal so aussah, als sei das Niederdeutsche dem Untergange geweiht, so hat Fritz Reuter diesen Prozess durch seine unsterblichen Werke auf lange, lange Zeit hinausgeschoben. Und wenn längst der Dialekt, in dem er geschrieben, untergegangen ist, so wird man um der köstlichen Schätze willen, die darin begraben liegen, doch die Werke des Dichters lesen und studieren, so lange der Menschheit das Lachen noch nicht vergangen und der Sinn für Humor noch nicht gänzlich abhanden gekommen ist.

Schopenhauer. (Ein Gedenkblatt zu seinem 50. Todestage.) Arthur Schopenhauer, stammend aus einer reichen Handelsfamilie, wurde am 22. Februar 1788 zu Danzig geboren. Anfänglich für den Kaufmannsstand bestimmt, entschied er sich nach dem Tode seines Vaters für die Gelehrtenlaufbahn. Er studierte in Göttingen, Berlin und Jena. Nach Vollendung seiner Studien habilitierte er sich an der Universität in Berlin ohne Erfolg und zog sich, dadurch gegen die „Philosophieprofessoren“ erbittert, seit 1831 nach Frankfurt a/M. ins Privatleben zurück, wo er seiner philosophischen Schriftstellerei lebte und am 21. September 1860 starb. Seinen späten Erfolg als Philosoph hat Schopenhauer seiner mit glänzender Eloquenz durchgeführten Verteidigung einer pessimistischen Weltansicht, seinem zur Schau getragenen Hass gegen die „Schulphilosophie“ und seiner von philosophischer Kunstsprache freien, geistreich-populären Darstellungsweise zu verdanken, wodurch er vorzugsweise der Philosoph für die „Weltleute“ geworden ist. (Aus Meyers Konversations-Lexikon.)

Aus seinen „Aphorismen zur Lebensweisheit“ seien hier einige Aussprüche angeführt:

1. Je mehr einer an sich selber hat, desto weniger bedarf er von aussen, und desto weniger auch können die übrigen ihm sein.
2. Der Reichtum gleicht dem Seewasser: je mehr man davon trinkt, desto dürstiger wird man.
3. Orden und Wechselbriefe, gezogen auf die öffentliche Meinung: ihr Wert beruht auf dem Kredit des Ausstellers.
4. Wer das Gute und Rechte hervorbringen und das Schlichte vermeiden soll, muss den Urteilen der Menge und ihrer Wortführer Trotz bieten, mithin sie verachten.
5. Nicht der Ruhm, sondern das, wodurch man ihn verdient, ist das Wertvolle.
6. Der Tor läuft den Genüssen des Lebens nach und sieht sich betrogen, der Weise vermeidet das Übel.
7. Um nicht sehr unglücklich zu werden, ist das sicherste Mittel, dass man nicht verlange, sehr glücklich zu sein.
8. Zwang ist der unzertrennliche Gefährte jeder Gesellschaft, und jede fordert Opfer, die um so schwerer fallen, je bedeutender die eigene Individualität ist.
9. Alle Lumpe sind gesellig, zum Erbarmen.
10. Neid ist dem Menschen natürlich: dennoch ist er ein Laster und Unglück zugleich.
11. Durch nichts entziehen wir uns so sehr dem Zwange von aussen wie durch Selbstzwang.
12. Sich zu mühen und mit dem Widerstande zu kämpfen, ist dem Menschen Bedürfnis.

13. Um durch die Welt zu kommen ist es zweckmässig, einen grossen Vorrat von Vorsicht und Nachsicht mitzunehmen: durch erstere wird man vor Schaden und Verlust, durch letztere vor Streit und Händel geschützt.

14. Dummköpfen und Narren gegenüber gibt es nur einen Weg, seinen Verstand an den Tag zu legen, und der ist, dass man mit ihnen nicht redet.

15. Hauptsächlich wird einer in dem Masse beliebt sein, als er seine Ansprüche an Geist und Herz der andern niedrig stellt.

16. Wer wirklich eine Eigenschaft vollkommen besitzt, dem fällt es nicht ein, sie hervorzulegen und zu affektieren, sondern er ist darüber ganz beruhigt.

17. Wer andere bekrittelt, arbeitet an seiner Selbstbesserung.

18. Die subjektiven Güter sind, wie ein edler Charakter, ein fähiger Kopf, ein glückliches Temperament, ein heiterer Sinn und ein wohlbeschaffener, völlig gesunder Leib, also überhaupt „mens sana in corpore sano“, zu meinem Glücke die ersten und wichtigsten, weshalb wir auf Beförderung und Erhaltung derselben viel mehr bedacht sein sollten als auf den Reiz äusserer Güter und äusserer Ehre.

19. So unausbleiblich wie die Katze spinnt, wenn man sie streichelt, malt süsse Wonne sich auf dem Gesicht des Menschen, den man lobt, und zwar in dem Felde seiner Prätension, sei das Lob auch handgreiflich lügenhaft.

20. Alle Beschränkung beglückt. Je enger unser Gesichts-, Wirkungs- und Berührungskreis, desto glücklicher sind wir; je weiter, desto öfter fühlen wir uns gequält und geängstigt.

21. Geistreiche Reden und Einfälle gehören nur vor geistreiche Gesellschaft, in der gewöhnlichen sind sie geradezu verhasst; denn um in dieser zu gefallen, ist durchaus notwendig, dass man platt und borniert sei.

22. Je weniger einer infolge objektiver oder subjektiver Bedingungen nötig hat, mit Menschen in Berührung zu kommen, desto besser ist er daran.

23. Man überlege ein Vorhaben reiflich und wiederholt, ehe man dasselbe ins Werk setzt, und selbst nachdem man alles auf das gründlichste durchdacht hat, räume man noch der Unzulänglichkeit aller menschlichen Erkenntnis etwas ein, infolge welcher es immer noch Umstände geben kann, die zu erforschen oder vorherzusehen unmöglich ist und welche die ganze Berechnung unwichtig machen könnten.

24. Unsern Wünschen ein Ziel stecken, unsere Begierden im Zaume halten, unsern Zorn bändigen, stets eingedenk sein, dass dem einzelnen nur ein unendlich kleiner Teil alles Wünschenswerten erreichbar ist, ist eine Regel, ohne deren Beobachtung weder Reichtum noch Macht verhindern können, dass wir uns armselig fühlen.

25. Höflichkeit ist eine stillschweigende Übereinkunft, gegenseitig die moralisch und intellektuell elende Beschaffenheit von einander zu ignorieren und sie sich nicht vorzurücken — wodurch diese zu beiderseitigem Vorteil etwas weniger leicht zutage kommt.

26. Im Alter gibt es keinen schöneren Trost, als dass man die ganze Kraft seiner Jugend Werken einverleibt hat, die nicht mit altern.

27. Im Alter versteht man besser, die Unglücksfälle zu verhüten, in der Jugend sie ertragen. (G. i. B. in Nr. 38 der „Schlesischen Schulzeitung“.)

Discussion on: "Present Conditions and the Direct Method." *

By Carl A. Krause, Ph. D., Jamaica H. S., New York City.

We learn a living language in order that we may be able to understand it and to use it. To attain both ends, the spoken and the recorded language must be considered. The most economical way of becoming proficient in the latter is by way of the former. If we have anything to say and can say it, we can write it also. But how can we write effectively if we have something to say but are not thoroughly conversant with the usage of the tongue? What is the result? A heterogeneous composite à la mosaic, but with an effect that is appalling.

Now let no one misunderstand me: I am not championing a so-called natural method of teaching modern languages—which is a *lucus a non lucendo*—but a rational method which will be productive of best results. If we start with the sounds, words, phrases and easy sentences of the foreign language, soon the habit of thinking in it will not only be engendered but become stable. I should advise not using any books in the initial stage of our modern language instruction, and this for two reasons:

- 1) No printed symbols will confuse the pupil in the very beginning.
- 2) The constant staggering from one language into an entirely different one will be avoided. After some five weeks of preliminary practice of aural and oral training, an easy Reader may be taken up reserving the study of systematic Grammar to the very end of the first term after the pupil knows something of the language.

Someone will speak of the difficulties confronting us in employing the direct method of teaching modern languages. I say, difficulties there are everywhere, and there is no royal road to learning. But most difficul-

* Spoken before the Modern Language Round Table Conference of the N. E. A. at Boston, Mass., on July 8, 1910.

ties are not very serious, or appear greater than they really are. Let us take e. g. the age of the pupils, the time and length allotted to the study of modern languages, and the inherent difficulty, chiefly of German. Believe me, all of these seeming obstacles will vanish before an energetic, resourceful Modern Language teacher. Our pupils entering upon the study of foreign languages are about 14 years old. To be sure, I should like to see them start a few years younger, but what of it? Their vocal organs are still flexible. They have imagination and enthusiasm in abundance.—As to time, five periods a week and four years' length are enough to obtain good results, as is proved by the Frankfurter Reform-Realgymnasien for the study of English. Of course, a one-year course in modern languages is an absurdity.

German inflections are serious, I grant, but the results achieved in France with the direct method are more than satisfactory, and go to prove that even the most troublesome features of German accidence can be readily mastered in this way, i. e. cases, prepositions, adjective and noun declensions, genders, position of words etc.

As to dearth of properly trained teachers—which is one of the most important problems—it is really amazing to record how little it takes to employ and succeed with the direct method. A conscientious teacher does not need to be a *Sprachmeister*, but must have so assimilated the work in question that intelligent queries may be asked and suitable full answers be given. *Docendo discimus* is true everywhere and likewise "practice makes perfect". A given text has its specific vocabulary, which can easily be handled by any fairly well-prepared teacher. I can safely assert that in our own city not many teachers, if any, could be found who could not appeal to the pupils directly in the foreign tongue if they, the teachers, were encouraged and directed to proceed thus. The effect upon the teaching would be a vitalizing of our instruction and a regeneration, or, at least, a vivification of both teachers and pupils alike.

How about our present examinations? Do they test the pupils' knowledge of language and Sprachgefühl? I most emphatically say: No, but they bring forth some nominal and verbal formations that are truly wonderful, at times impossible, at times meaningless.

What do you think of questions like: Conjugate, in the singular, *vorgefallen* in the present indicative; *ansing* in the perfect indicative passive. Write, with the definite article, the genitive singular and the nominative plural of *Sonne*. Translate into idiomatic English: *Diese Behandlung der Fabel ist nichts weniger als notwendig*, where at our Borough Conference of German Teachers most of the ones present broke down. Write the synopsis of *hob auf* in the second singular passive. Imperative: *werde aufgehoben* reminds we of *werde geboren*.

I shall not speak at length now of these examinations, especially the so-called Regents', since I reserve them for another day. All I want to say is: As long as grammatic formalism and pedantic erudition reign supreme, that long we cannot expect to teach German and French properly. Let us free ourselves from this incubus of modern language instruction and let us take the road which leads to happiness and conscious power, i. e. the direct method of teaching modern languages.

Let the work in modern languages be primarily work in aural and oral facility and let it be tested in all examinations. For the ability to speak a foreign language is the best means to the desired end of learning that language. The educational authorities of New York City are beginning to realize the importance of this matter.

A Course in German in the High School.

By **Theodore W. Schiek**, McKinley High School, St. Louis, Mo.

1. *General.*

To bring the student in contact with the civilization and the culture of the German speaking nations.

2. *Special.*

(A) To teach the students to understand readily the spoken language.

(B) To give him sufficient practice to enable him to express his own thought on simple subjects, both orally and in writing.

(C) To familiarize him with a vocabulary large enough to enable him, after having taken a course of two years, to read intelligently prose or verse of ordinary difficulty, and after having taken the four years' course, to read some of the masterpieces of German Literature.

(D) To make the student acquainted with the principal facts of history, geography, institutions and social customs of the German speaking peoples; the emphasis, throughout the course, to be laid upon the life of the present day.

(E) To give the student that mental discipline which is peculiar to the study of foreign languages.

These *Aims* are best attained by applying the following principles:

1. *Pronunciation*—First the sound, then the symbol. Pupils must learn the foreign sounds from the lips of the teacher, not from the printed page of the text book; were imitation alone proves insufficient, the teacher must show the position of the organs of speech in producing the sound.

2. *Grammar*—Habits of speech, rather than thought and judgment, should be the chief aim at first. That which the student has already unconsciously, half felt and half seen, is made clear and conscious by instruction in grammar. In declensions and conjugations, complete sentences should be used. Frequent reviews on the forms are a necessity throughout the entire course; each teacher must hold himself responsible for a thorough knowledge of the work of all preceding terms.

• 3. *Reading*—Interpretation in German should largely and, if the skill of the teacher permits, entirely be substituted for translation. The power to read without translating, to think and feel, if not productively, at least receptively, in and through the foreign language must be insisted upon as the chief aim. The spoken language must be acquired before the classics can be appreciated; without a knowledge of the former, the student possesses no standard by which he can measure the latter. The teacher should aim more at obtaining clear images than at literary interpretation; prominence should be given to the thought content, the grammatical constructions only in as far as it assists in attaining a clear understanding of the text,

4. *Written Exercises*.—Copying, dictations, (first prepared, later on unprepared); copying of texts with changing of person, number, tense, voice and mode; answering of oral questions, based upon the text studied; paraphrasing of poems; writing of anecdotes and poems from memory; free reproductions on texts read; describing of pictures; finally compositions based on subjects not studied in class.

5. *Conversation*.—Is mainly based upon the texts studied in class; it assists in the acquiring of a large vocabulary, in training in grammatical forms and syntax and in a living appreciation of the meaning of the foreign language.

The use of pictures (Hoelzel's or Meinhold's) permits the lesson to be conducted in German entirely; every minute taken from the native speech and conducted in foreign speech, is a gain for the language; besides, there is hardly any exercise in the study of a foreign language, that requires a more intense mental application on the side of both teacher and pupil than—*conversation*.

6. *Memorizing*.—Anecdotes, selections in prose and gems of poetry, in the higher grades scenes from plays. Prose selections should predominate at first.

7. *Realia*.—The history, the geography, German's position among the nations of the world, its commerce, industries, technical achievements, etc., should receive attention at all times.

Berichte und Notizen.

I. Die College-Lehrerin.

Von Prof. Clara L. Nicolay, Ph. D., Wellesley College.

Vor mir liegt ein Ausschnitt der „Boston Post“ vom 27. September dieses Jahres, welcher in wörtlicher Übersetzung also lautet: „Medford, Sept. 26. Präsident Frederick W. Hamilton von Tufts College verteidigte heute abend, bei Gelegenheit der Feler von *Tufts Night* seine Massregel, welche die Studentinnen des neuen Jackson College unter die Leitung männlicher Instruktoren stellt, mit folgendem Argument:

„Ich billige es nicht, dass junge Mädchen, welche eben zur Jungfrau erblühen, in beständiger, enger und persönlicher Berührung mit älteren, unverheirateten Frauen stehen sollen.“

Hätte der Herr Präsident nicht in einem späteren Bericht diesen Ausdruck bestätigt, so wären wir geneigt, ihm die Rechtswohltat des Zweifels zuzuerkennen, so aber können wir ihm zurufen: „Du sprichst ein grosses Wort gelassen aus.“ Selten ward deutlicher gezeigt, dass der Führer eines Argumentes über seine Hauptdata im unklaren ist, als durch Präsident Hamilton inbezug auf die eben zur Jungfrau erblühenden Mädchen, sowie die älteren, unverheirateten Frauen.

Die erste — mit wenigen, nicht zu ermutigenden Ausnahmen — ist ein von Gesundheit strotzendes, athletisch veranlagtes Geschöpf. Das ärztliche Examen wird ja glücklicherweise, wenigstens in den tonangebenden Lehranstalten, ebenso gründlich behandelt als das wissenschaftliche, so dass die Pforten gegen Bleichsucht, Hysterie und hochgradige Nervosität geschlossen sind. Dass im Anfang jeder junge, neu verpflanzte Baum die Blätter hängen lässt, ist natürlich. Gerade die ersten Tage des Collegelebens, die Periode der Unsicherheit, des Heimwehs, nehmen den rosigen Schimmer, welchen Erwartung und die begeisterten Schilderungen der im College längst eingelebten Gefährtinnen geschaffen haben. Niemand, der wirkliches Collegeleben kennt, wird für einen Augenblick glauben, dass in dieser kritischen Periode die Fakultät anders als eine halb gefürchtete, halb bewunderte Grösse im Hintergrunde steht. Es sind die Mädchen selbst, nach denen der Freshman auszuschauen hat; sie sind es, welche in dieser Republik die neuen Bürger willkommen heissen und sie mit den Gesetzen bekannt machen. Das einzige Mitglied der Fakultät, mit dem ein Neuling in extraforensische Berührung kommen mag, ist diejenige, welche in den Refektorien einiger Colleges an der Spitze der Tafel sitzt — insofern die Studentinnen der ersten Jahre hier zugelassen sind — und wie viel „persönlicher Einfluss“ hier ausgeübt wird, weiss jeder, der nur einmal in der Tafelrunde gesessen. Sobald die junge *cives academica* ihrer Stellung einigermaßen sicher ist, und irgend eine Lehrkraft — der Fall ist wirklich undenkbar — wäre so kurzfristig, sich einen Übergriff ins Gebiet studentischer Selbstverwaltung zu erlauben, so würde sie zu ihrem Schaden erfahren, dass College- und Schuldisziplin zwei verschiedene Dinge sind. Dies zeigt, dass der Einfluss der weib-

lichen Fakultät ausserhalb des Hörsaales notwendigerweise ein beschränkter sein muss, um so mehr, als Geselligkeit zwischen Studenten und Professoren in der Regel ein geringer Faktor ist.

Ob nun ein Mitglied des Lehrkörpers alt- oder neumodisch, ob pan-, poly-, mono- oder atheistisch, ob naiv oder sentimental, ob frei oder prüde — was tut es, was macht dies aus, so lange er oder sie das Dekorum und den Wohlstand wahrt? Männliche wie weibliche Jünger Schleiermachers, Nietzsches oder Mrs. Eddys würden es schwer finden, Proselyten zu machen! Man kann natürlich noch von einem anderen Einfluss sprechen, dem intimeren, emotionalen. Vielleicht könnte man gegen die kurze Vergötterungsperiode, der beliebte Lehrerinnen ausgesetzt sind, einen Einwand erheben. Doch ist diese Kinderkrankheit eigentlich selten im College. Blutbrüderschaften und Freundschaftsschwüre fürs Leben werden unter Klassengenossinnen verpufft; schmachtende Anbetung findet statt seitens der Neueingeweihten für Seniors, und fällt ein Strahl davon auf eine der Lehrerinnen, so ist dies sicher eine der jüngsten Jahrgänge, noch umflossen von dem Abglanz früherer Triumphe.

Die Berührung, eng und täglich, mit jenen gemeingefährlichen alten Jungfern mit einem halben Alphabet akademischer Buchstaben hinter ihrem Namen beschränkt sich demnach auf die Hörsäle. Der Unterricht, die Vorlesung ist also die ganze Einfluss-Sphäre. Präsident Hamilton hat in einer späteren Begründung seines merkwürdigen Axioms den noch merkwürdigeren Ausspruch getan, dass den Frauen, namentlich den unverheirateten, die Breite mangelt. Über diese Theorie können wir füglich zur Tagesordnung übergehen! Präsident Hamilton hat augenscheinlich in seinem akademischen Curriculum nie mit einem beschränkten, ja geradezu vernagelten und in eine Theorie verannten Herrn Professor zu tun gehabt!

Es gibt nur eins, das sowohl den Mann als die Frau vom College-Unterricht disqualifiziert, und das ist Mangel an Kompetenz. Dieser hat seinen Ursprung nicht immer in ungenügenden Kenntnissen. Es gibt Fälle, wo selbst erfahrene Dozenten von einem gewissen Kathederfieber befallen werden, welches sie zu kläglichen Objekten macht und sie sogar von ihrem Posten vertreibt. Aber ist es wahrscheinlich, dass eine Frau, noch dazu eine ältere und erfahrene Frau, die so viele Generationen jener blonden und braunen Köpfe hat erscheinen und verschwinden sehen, das Opfer solch hochgradiger Nervosität wird? Für die ältere Frau ist ihre Klasse essentiell nichts als Arbeitsmaterial, für den jungen Mann dagegen potentiell seine künftige Gattin.

Fern sei es, von jedem denkenden Menschen zu behaupten, dass der männliche Lehrer weiblicher Klassen nicht ein gewissenhaftes, enthusiastisches, den höchsten Anforderungen moderner Gelehrsamkeit entsprechendes Werk tut — jedoch er tut es nicht *allein*; er muss Erfolg und Ehre mit der weiblichen Kollegin teilen. — Betrachtet Präsident Hamilton diese nun durch das Medium halbverschollener englischer Gouvernanten-Romane oder ebenfalls nun auch nur in annotierten Schulausgaben einbalsamierter Benedixscher Lustspiele? Fürchtet er die Betschwester oder die Suffragette? Doch diese ist in vielen Fällen äusserst verheiratet, und was das Beten anbelangt — es ist jedermanns Privatangelegenheit, doch werden wenige Collegemitglieder Grund zur Klage haben, dass häufige Religionsübungen der Fakultät sie „im Denken stören“.

Vielleicht werden die strengeren Disziplinen durch zuviel Sentimentalität verwässert? Oh nein, Herr Präsident! Die sentimentale alte Jungfer — Gott sel's geklagt — ist längst den Weg gegangen, auf dem es keine Rückkehr gibt. Sie ist verschwunden mit ihren Korkstiehlöckchen, Spitzenmanschetten und grüugebundenen Almanachen! Die Stelle, wo sie einst war, kennt man nicht

mehr! Die heutige, d. h. die Frau von vierzig Jahren und darüber, die aus Gründen, die sie selbst am besten weiss, unverheiratet geblieben, geht aufs Kontor, auf die Praxis, in die Klasse. Ist sie nun College-Lehrerin, so hat sie genug zu tun, die neuesten Journale ihres Spezialfaches zu lesen, Korrekturfahnen durchzusehen, Vorlesungen kritisch zu redigieren, die Korrespondenz mit den Gesellschaften, deren Mitglied sie ist, zu erledigen! Vielleicht fürchtet man, dass die vielbeschäftigte, unverheiratete Dozentin ihre Schülerinnen gleichfalls zu einem zölibatären Leben ermutigen werde? Erstens braucht man sich darum keine Sorgen zu machen, so lange die Jugend jung ist, und dann, wer rät von der Heirat ab? die vielbeschäftigte „alte Jungfer“ oder die enttäuschte Frau und überarbeitete Mutter?

Der Klassenunterricht müsste also, um den vollen Kontrast zur älteren unverheirateten Frau herauszubringen — jungen verheirateten Männern übergeben werden. Dies ist insofern ein trefflicher Plan, als die sichere Aussicht auf wohldotierte Stellungen das Heiraten junger Dozenten in löblicher Weise vermehren würde. Doch, obgleich lobenswert, ist dies doch eigentlich ein sekundärer Grund; Tauglichkeit sollte doch der allein massgebende sein. Und überflügeln die Männer die Frauen hierin? Aus hundert Wirtshäusern, untergründigen Zeitungsredaktionen, von hundert obskuren Kanzeln wird uns ein „Ja“ entgegenschallen. Da nun Geschrei kein Argument ist, und wir uns auf solche Opponenten beschränken, die logisch zu deduzieren imstande sind, so können wir uns mit der einfachen Frage begnügen: Warum sind die Männer, namentlich die Studenten, so sehr gegen die Teilnahme der Frauen an ihren Klassen eingenommen? Sie sagen einstimmig, weil die Mädchen im allgemeinen besser arbeiten, daher grössere Auszeichnungen und mehr Preise davon tragen und im Studienwettbewerb die Männer häufig zurücklassen. Auf den Universitäten, wo die höheren Grade errungen werden, ist kein Unterschied im Arbeitswert der männlichen und weiblichen Promoventen zu bemerken, und bei der Zumessung der Arbeit, wie bei der Themenwahl für die Dissertationen kann die mithewerbende Frau sicher sein, dass ihr nicht die leichtere Aufgabe zufällt. Unsere gelehrten und Fachzeitschriften zeigen einen guten Prozentsatz trefflicher Frauenarbeit, und auf dem Gebiet unabhängiger Forschung steht sie dem Mann ebenbürtig zur Seite. Diese brillanten, hochgelehrten, dabei äusserst routinierten Frauen sollen plötzlich aus den höheren Lehranstalten ausgeschlossen werden? Warum? Um Männern Platz zu machen, die erst den Titel ihres Verdienstes klar zu machen haben? Haben sie mehr Takt, Breite, psychologische Einsicht und die Gabe, die langsam und schüchtern sich entfaltenden Geister zu ermutigen, die raschen, experimentellen und ungenauen vorsichtig zurück- und auf festere Bahnen zu weisen?

Die angeregte Frage hat auch ihre ökonomische Seite. Tausende von Frauen verlassen alljährlich die höheren Lehranstalten. Bei weitem die grösste Anzahl freilich ist jung und fällt noch nicht unter das Interdikt, doch auch die rosigste Jugend verfällt dem eisernen Naturgesetz und muss altern. Dass jedwede Alumna sich verheiratet, kann auch nicht angenommen werden; wird es nun den Besuch der Colleges und Universitäten so sehr empfehlen, wenn nach mühsam erworbener Promotion der Beruf auf der Höhe der Schaffensfähigkeit sein Ende erreichen soll?

Das College ist nicht, was einzelne frivole Glieder der Eintrittsklassen glauben mögen — sie lernen in der Regel bald das Gegenteil — eine höhere Kinderstube für junge Damen der Gesellschaft, ehe sie eingeführt werden in den Wirbel ihrer „ersten Saison“, noch ist es eine Anstalt, in der die Frau zum Manne gemacht werden soll. Weibliches Wissen auf allen Gebieten hat seinen

unbezweifelten, wenn auch noch hie und da bekrittelt und angefeindeten Platz errungen. So wenig als eine Frau vor eine Klasse junger Männer gehört, es sei denn in höchst spezialisierten, technischen Gegenständen, und wo das Genie über die Geschlechtsfrage triumphiert — so wenig brauchen wir Männer, um den Unterricht der Mädchen zu regeln. Man frage nur die zahllosen Annahmen der Hochschulen mit vorwiegend weiblicher Fakultät, ob sie es je als einen Mangel empfunden haben, dass eine Frauenhand sie die stette Bahn des Wissens hinangeleitet hat? Der etwas vorlaut kritische Geist erster Jugend verstummt viel schneller vor der Frau als dem Manne. Ja, dass stellenweise Männer einen etwas bedrückenden Einfluss ausüben, wird stillschweigend dadurch anerkannt, dass selbst solche Lehranstalten, in denen alle wichtigeren Posten in den Händen von Männern sind, dieselben von gewissen gesellschaftlichen Funktionen, z. B. Theatervorstellungen, ausschliessen.

Es ist nicht nötig, für die weibliche Hochschule pedantisch eine klösterlich eingeschränkte Fakultät zu heischen; die beste Kraft für den besten Platz, doch, wo alle anderen Bedingungen gleich sind, entschieden die Frau, noch dazu die gewiegte und erfahrene Frau, vor ein Auditorium von Mädchen!

II. Korrespondenzen.

Milwaukee.

Der Monat November stand im Zeichen der staatlichen Lehrerkonferenz, die am 3. und 4. November, soweit die Hauptvorträge der Vormittage in Betracht kommen, in zwei hiesigen Theatern abgehalten wurde, dem Davidson- und dem Alhambra-theater. Ungefähr 5000 Lehrer beiderlei Geschlechts hatten sich aus allen Teilen des Staates eingefunden und füllten bereits um neun Uhr die beiden Theater, so dass die Langschläfer mit der Gallerie vorlieb nehmen mussten.

Die Wogen der Begeisterung gingen sehr hoch, und mit grossem Interesse lauschte man den Vorträgen der Hauptredner, welche das Schulwesen im allgemeinen und die Tätigkeit des Lehrers im besonderen von allen Seiten beleuchteten. Durch fast alle Vorträge schimmerte die Tatsache durch, dass dem Lehrerstande, wenn von einem solchen hierzulande überhaupt die Rede sein kann, trotz beachtenswerter Fortschritte noch lange nicht die ihm gebührende Stellung eingeräumt wird.

Man sprach von den immer steigenden Anforderungen, die an moderne Erzieher gestellt werden, warf aber auch die ewige, leidige Gehaltsfrage wieder auf, die als alter, schäbiger Bekennter auf jeder Konferenz sich einstellt. Das interessante Faktum, dass der Prozentsatz der männlichen Lehrer von Jahr zu Jahr zurückgeht, hat mit der Geldfrage jedenfalls viel zu tun. Auch von Lehrerpension wurde wieder gesprochen und darauf hingewiesen, dass überall, wo man sie eingeführt, sie sich als Erfolg und Segen erwiesen habe. In einer ganzen Reihe von Staaten ist in dieser Beziehung sehr viel geschehen, und auch Wisconsin, wo bis jetzt nur in Milwaukee ein kleiner Anfang gemacht sei, müsse sich den fortschrittlichen Staaten anschliessen.

Man erwähnte rühmend Deutschland, wo ganz ideale Pensionsverhältnisse herrschen sollen, und Argentinien, wo man uns auch in dieser Sache ganz bedeutend über sei.

Toleranz ist ein so seltener Vogel, dass es wahrhaft erfrischend wirkt, das Rauschen seiner Flügel zu vernehmen. In seiner interessanten Ansprache am vierten November gab Herr Brumbaugh aus Philadelphia seine Erfahrungen als Leiter des Schulwesens jener Stadt zum besten, pries die Fortschritte, die man in jener Stadt auf dem Gebiete der Abend- und Fortbildungsschulen gemacht habe, und betonte besonders, dass das Kind eingewanderter Südeuropäer gerade so viel Recht auf Erziehung habe wie der Sohn geborener Amerikaner. Wenn alle so dächten, so stünde es mit der Freiheit in diesem Lande besser.

Fräulein Bender, die sich in östlichen Lehrerkreisen als Vorkämpferin einen bedeutenden Ruf erworben hat, brach in einem hochinteressanten Vortrag eine Lanze für die Würdigung des Lehrers und Aufbesserung seiner materiellen Verhältnisse.

Auch in den verschiedenen Nebensitzungen wurde tüchtig gearbeitet, und jedem Einzelnen musste es klar werden, dass ein frischer Wind wehte. In kleineren Vorträgen taten sich viele Kollegen hervor, und interessante, lehrreiche Diskussionen, von erprobten Pädagogen geleitet, sorgten für Belehrung und Aufklärung. So bezeichnete Prof. Hohlfeld von Madison die gegenwärtige Situation im Staate Wisconsin, so weit der Unterricht in modernen Sprachen in Betracht kommt, als eine sehr ernste, wenn nicht kritische.

Die Lehrer fremder Sprachen mussten sich zusammenscharen und ihre gute Sache mit überzeugenden Argumenten den vielen Feinden gegenüber nachdrücklich vertreten.

In derselben Sitzung lehnte Herr Stern eine Wiederwahl als Vorsitz ab, und wurde Prof. Evans von Madison zu seinem Nachfolger bestimmt. Als übrige Beamten wurden G. Fritsche, Milwaukee, und Frl. Edna Zinn ausersehen. Um die Arbeit der Zusammenstellung des Programms zu verteilen, wurde ein Komitee ernannt, das für die nächste Sitzung ein vollständiges Programm aufzustellen hat.

Auch für die Unterhaltung der vielen auswärtigen Gäste war aufs beste gesorgt. Kleinere Zusammenkünfte, Bankette und Theatervorstellungen boten viel Ermunterung und Belustigung.

Herr Leo Stern, der Leiter des hiesigen deutschen Unterrichtes, liegt seit einigen Tagen so schwer krank danieder, dass, wie verlautet, eine Operation vollzogen werden muss. Hoffentlich wird Herr Stern bald wieder soweit hergestellt sein, dass er in gewohnter Tatkraft seinen Berufspflichten obliegen kann.

H. S.

Als methodische Anleitung zum Gebrauch der von Rathmann, Hillenkamp und Dallmer neu herausgegebenen deutschen Lesebücher gab Herr Rathmann am 22. Nov. in der 22. Distriktschule eine weitere Probelektion mit Schülern eines 1. und 2. Grades. Er zeigte besonders, wie das Lautbewusstsein in dem Kinde zu erwecken sei, das er als die wesentlichste Vorbedingung bei Erteilung des Schreibleseunterrichtes erachtet. Er hatte wirklich ausgezeichnete Resultate mit den vorgeführten Klassen erzielt. Die deutschen Lehrer der Stadt waren sämtlich zugegen, und auch das Seminar war vollzählig bei den Übungen erschienen. An die Lehrprobe schloss sich noch eine kurze Besprechung, in welcher Herr Rathmann verschiedene fragliche Punkte aufklärte.

L.

New York.

Der Verein deutscher Lehrer erfreute sich auch in diesem Monate eines ausgezeichneten Besuches bei seiner regelmässigen Versammlung, in der wieder vier neue Mitglieder aufgenommen wurden. Ausserdem wohnten die Herren Dr. Georg Kartzke, Oberlehrer in Berlin, Dr. Alex. von Fest, Realschulprofessor in Budapest, Ungarn, und Alfred M. Sucker, Sekretär des deutschen General-Konsulats, der Sitzung als Gäste bei. Im geschäftlichen Teile kam auch die geplante Europafahrt zur Sprache. Herr Thomas brachte einige Zuschriften zur Kenntnis, die wohl wert sind, in den Monatsheften abgedruckt zu werden. (Dieselben befinden sich am Schlusse des Korrespondenzteiles. D. R.)

Der Vortragende des Tages war Dr. Arthur F. J. Remy, Professor an der Columbia-Universität, der über „Die Tannhäusersage“ ein äusserst fesselndes und mit allgemeinem Beifall aufgenommenes Referat erstattete. Als Zweck des Vortrages bezeichnete Dr. Remy, die Ergebnisse der letzten Forschungen über den Ursprung und die Entwicklung der Tannhäusersage in knappem Umriss vorzuführen. Seit den Abhandlungen von Söderhjelm, Gaston Paris, Kluge u. a. ist der deutsche Ursprung dieser Sage in Frage gestellt. In greifbaren Umrissen taucht die Sage erst im 15. Jahrhundert auf; die best bekannte Fassung ist die des berühmten Volksliedes, welches seit 1515 immer wieder neu erschienen ist, nicht nur in Hochdeutsch, sondern auch in Niederdeutsch und Dänisch. Noch im 19. Jahrhundert sind Varianten aus der Schweiz und Österreich nach der im Volksmunde lebenden Überführung aufgezeichnet worden. In Einzelheiten, welchen die älteren Lieder of voneinander ab, in den Hauptzügen aber stimmen sie alle überein. Eine antipäpstliche Gesinnung ist darin unverkennbar. Beachtenswert ist, dass in einigen Versionen, — so in den österreichischen, — Tannhäuser trotz des Verdammungsurteils des Papstes seine Hoffnung auf Gott setzt.

Das Bestehen der Tannhäusersage um 1453 wird durch das Gedicht Hermann von Sachsenheims „Die Mörin“ gesichert. Alte Meisterlieder aus derselben Zeit, einige vielleicht noch älter, spielen auch auf die Sage an. Eines dieser Lieder, von Gödeke als das älteste T.-Lied angesehen, kennt noch nicht das Stabwunder. Vor dem Anfang des 15. Jahrhunderts lässt sich von T. und dem Venusberge in Deutschland keine Spur nachweisen. Danach aber bis zum 17. Jahr-

hundert taucht die Sage immer wieder auf und erlangt Berühmtheit, bis die Romantik und Wagner sie endgültig erklärte. Über den Ursprung lässt sich aus den angeführten Quellen nichts weiteres ermitteln. Nun sind aber seit 1897 schlagende Parallelen in Italien nachgewiesen, die sich an den Monte della Sibilla knüpfen. Von einem Paradiese der Sibylle in jenem Berge berichten Antoine de la Sale in seinem „Salade“ betitelten Werke und noch früher (1391) der bekannte italienische Roman „Guerino il Meschino“. De la Salle erzählt vom deutschen Ritter, der in das Sibyllenparadies drang und umsonst vom Papste Absolution erliefte. Der Besuch des Berges, bei dessen Gelegenheit de la Sale die Sage hörte, fand statt in 1420. Da nun das Sibyllenparadies früher in Italien bezeugt ist als der Venusberg in Deutschland, so betrachteten Gaston Paris u. a. Italien als die Heimat der Sage und liessen sie über die Schweiz nach Deutschland gelangen. Der deutschen Sage eigen sind die Namen Tannhäuser und Venusberg, und das Stabwunder, welches letzteres sicherlich späterer Zusatz ist, um der Sage eine Spitze gegen den Papst zu geben. Die Argumente für und gegen deutschen Ursprung wurden geprüft; schon in 1318 ist ein Hinweis auf ein Venusreich in dem niederländischen Roman „Die Kinder von Limborch“ zu belegen; für deutschen Ursprung ist derselbe aber nicht beweisend. Dass die Sage erheblich früher in Italien als in Deutschland zu belegen ist, ist auch nicht sicher; gehen doch die ältesten Meisterlieder bis ungefähr 1400, ja vielleicht noch weiter zurück. Dagegen scheint der im letzten Grunde keltische Ursprung ausser Zweifel; in keiner Literatur Europas ist das Motiv vom Sterblichen, der ins Feenreich dringt, so prägnant ausgebildet wie im keltischen, (besonders altirischen, vergleiche die Echtras). Vielleicht ist die Sage ursprünglich ein Bestandteil der *Matière de Bretagne* und kam unabhängig nach Deutschland sowohl als nach Italien. In Deutschland hat sie ihre charakteristische kirchenfeindliche Prägung erhalten. Die Fassungen haben sich auch beeinflusst, — was de la Sale erzählt, ist einfach die deutsche Sage so rezensiert, dass die antipäpstliche Geseinnung gemildert wird.

Im Januar wird Dr. Faust C. De Walsh vom City College über Grillparzers Meister-Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen“ einen Vortrag halten.

Der Kampf um die Erhaltung des deutschen Sprachunterrichtes in den New Yorker Schulen

ist wieder ausgebrochen und tobt mit seltener Macht in beiden Lagern. Näheres darüber wird im nächsten Monat zu berichten sein.

J. W.

Zum Lehrertage auf deutschem Boden.

Stimmen aus Lehrerkreisen.

Prof. Albert L. Waldron, Concord, N. H. „I am enclosing my check for one Dollar, as witness of my intention of joining the trip of the National German-American Teachers' Association to Germany in 1912. I think the proposal is extremely interesting, and should receive the support of all German teachers who learn of it.... You have my heartiest good wishes for the success of the project.“

Frl. Mathilda A. Neeb, Dayton, O. „Soweit kann ich Ihnen nur einen Namen versichern, und zwar...., hoffe aber in Bälde Ihnen mehrere Namen zuschicken zu können. Ich lege Ihnen einen Dollar bei, um der guten Sache mitzuhelfen, hege aber durchaus nicht die Hoffnung, die Reise mitmachen zu können. Sowie ich weitere Namen bekomme, werde ich es Ihnen mitteilen.“

Prof. E. Spanhoofd, Concord, N. H. „Ich beeile mich, Ihnen meine Teilnahme an der Deutschlandfahrt des Lehrerbundes mit dem obligaten Dollar zukommen zu lassen. Schicken Sie mir, bitte, ein halbes Dutzend Zirkulare, damit ich meinerseits etwas zur Ausführung dieser herrlichen Idee beitragen kann.“

Frl. Caroline L. Stamm, Mt. Vernon, N. Y. „Ich bin gewiss, dass, wenn der schöne Plan (der Deutschlandfahrt) verwirklicht werden kann, es allen Beteiligten von grösstem Nutzen und Genuss sein wird. Da ich erst diesen Sommer eine Deutschlandreise gemacht habe, ist es etwas unbestimmt, ob ich es ermöglichen kann, in 1912 mir schon wieder solch ein Vergnügen zu erlauben. Doch lege ich einen Dollar ein als vorläufige Anmeldung und Gründung des kleinen Fonds, welcher für weitere Pläne zu schaffen nötig ist.... Bitte um Zusendung mehrerer Exemplare des Rundschreibens, da ich meine Freunde dafür interessieren will“

Ferd. Stedinger, Rockford, Ill. „Es sollte ganz ausser Frage sein, dass die Idee (Deutschlandfahrt) verwirklicht wird. Es ist Hand und Fuss dabei: nationale Bedeutung! Es ist ein Unternehmen von nationaler Wichtigkeit — weltgeschichtlich.... Für mich belegen Sie eine der besseren Kabinen für vier — je \$250,zuschläglich \$15. Ich

bin ganz sicher, dass noch wenigstens vier zur Mitfahrt bewogen werden können, wenn nicht noch mehr. Es ist leicht erkenntlich, wie viel Arbeit solch ein Unternehmen bedeutet. Es ist zu hoffen, dass durch Erlahmung der leitenden Kräfte die Ausführung nicht scheitert."

Frau A. Schmidt, Evansville, Ind., hat es übernommen, dort eine lebhafteste, systematische Agitation ins Werk zu setzen.

In einem Privatbriefe aus Hamburg wird uns dort ein überaus herzlicher Empfang bestimmt vorausgesagt.

III. Umschau.

Vom Lehrerseminar. Den 80. Geburtstag Marie v. Ebner-Eschenbachs zu feiern, veranstaltete der literarische Verein des Seminars am Freitag, den 4. Dez., eine Besprechung und Vorlesung verschiedener Werke der Schriftstellerin. Am Freitag, den 11. Dez., debattiert das Seminar über das Thema: „Christianity the cause of the Downfall of the Roman Empire“, in Englisch.

Der Allegheny County-Zweig des Nationalbundes gewährte, auf den Antrag des Herrn H. C. Bloedel hin, in seiner Oktoberversammlung aus dem bei der Deutschen Tagfeier erzielten Reingewinn je \$50.00 Beisteuer dem Pastoriusedenkmalfonds und dem Deutschamerikanischen Lehrerseminar. Das Seminar spricht auch noch an dieser Stelle den hochherzigen Gebern seinen Dank aus, möge ihnen auch der höhere Dank, der in der Nachbesserung seitens anderer liegt, reichlich zu teil werden.

Am Abend des 3. Nov. hatten wir das seltene Vergnügen, Edna Fern in Milwaukee zu haben. Sie hielt die Festrede bei der vom Lehrerverein im Seminargebäude veranstalteten Feier zu Ehren Fritz Reuters. Allen denen, welche Edna Fern noch nie gehört haben, dürfte der Abend unvergesslich bleiben, gab sie doch mit wohlklingender, verständlicher Stimme eine erschöpfende Würdigung und Geschichte des Dichters, und ihr Vortrag war musterhaft dem Verständnis der Zuhörer angepasst; ja, die Gelehrten selbst hätten von ihr lernen können, wie man einen gemeinverständlichen Vortrag hält.

Gedichte Reuters wurden vorgelesen von Herrn Hillenkamp und deklamiert von Frl. Lamarre, Frl. Dühring und Frl. Tönart. Einige Volkslieder, die der Seminarchor sang, trugen zur Verschönerung der Feier ebenfalls bei.

In der Nacht vom 26. auf den 27. November wurde unser Schüler Franz Zagorski von der 2. Vorbereitungs-klasse ein Opfer des Sees. Um das

Schauspiel, welches der Sturm bot, anzusehen, hatte sich Zagorski mit seinem Mitschüler Richard Niemann auf den ungeschützten Hafendamm hinausgewagt, wo eine Sturzwelle beide ins Wasser hinunterspülte. Sie versuchten, sich den Pfeilern entlang ans Land zu retten, da ein Erklettern des steilen Dammes unmöglich war. Das eisige Wasser indes erschöpfte die jungen Leute, sie konnten einander nicht lange helfen, da jeder in den tobenden Wellen mehr als genug mit sich selbst zu tun hatte, und nur Niemann gelang es, das Ufer zu erreichen.

Der Verunglückte war 27 Jahre alt, hatte im deutschen Heere den Herero-feldzug mitgemacht und war erst vor kurzem von San Francisco nach Milwaukee gekommen. Nach langem unsteten Wandern schien er bei uns den richtigen Ankergrund gefunden zu haben, allein der Hafen sollte ihm nur kurze Rast gewähren, allzufrüh wurde seinem Leben ein Ende bereitet. Er war ein munterer, fleissiger Schüler, auf den wir grosse Hoffnungen setzten. Alle, die ihn kannten, sind aufs tiefste erschüttert und trauern um ihn. Sein heiteres Wesen, sein Idealismus werden ihm stets ein treues Andenken im Herzen seiner Lehrer und Mitschüler bewahren. Schwer betroffen werden durch den Unglücksfall die in Berlin lebenden Eltern und Geschwister, dachten sie doch den jungen Mann im Seminar wohl geborgen. Am Mittwoch Nachmittag waren Seminar und Akademie geschlossen, um es allen zu ermöglichen, der Überführung und Beerdigung des Heimgegangenen im Forest Home-Friedhof beizuwohnen. Mag es ein Trost sein für die Hinterbliebenen, dass auch im fremden Lande warm empfindende Menschen ihm das Geleit gegeben und sein Grab reichlich mit Blumen bedachten. Nachrufe widmeten dem Entschlafenen bei der Trauerfeier die Herren Direktor Max Griebisch und John Eiselmeier in deutscher und Chas. W. Babcock in englischer Sprache, während der Chor des Seminars zwei stimmungsvolle Lieder vortrug.

Vom Nationalbund. Mit grosser Aufregung sieht man allgemein der am 7. Dezember erfolgenden Enthüllung des Denkmals von General Friedrich Wilhelm von Steuben zu Washington entgegen. Die Enthüllung wird unter grosser Beteiligung der Behörden, des Bundes-Militärs, und vor allem des Deutschtums vor sich gehen. Der Anfang der Feierlichkeit ist aus dem hier mitgeteilten Programm zu ersehen, sie dürfte danach zu einem historischen Ereignis werden:

Eröffnungchor — Nordöstlicher Sängerbund.

Ansprache — Kongressmitglied Richard Bartholdt.

Ansprache — Dr. C. J. Hexamer, Präsident des Deutschamerikanischen Nationalbundes.

Chor — Nordöstlicher Sängerbund.

Ansprache — Seine Exzellenz, Graf J. H. von Bernstorff, deutscher Botschafter.

Enthüllung der Statue.

Salut — Batterie des 3. Artilleri-Regiments.

„Star Spangled Banner“ — Nordöstlicher Sängerbund unter Begleitung der Marinekapelle.

Vorstellung des Bildhauers, Herrn A. Jäger.

Ansprache — Der Präsident der Vereinigten Staaten.

Segen.

Das uns zugegangene Protokoll der siebenten Staatskonvention des Staatsverbands von Indiana enthält eine Menge des Interessanten und gibt beredtes Zeugnis für die Rührigkeit der deutschen Vereine von Indiana. Wer sehen will, wie die Deutschamerikaner in Indiana arbeiten, der lese bloss unter vielen anderen den Bericht des Stadtverbandes von Evansville, Ind.

Herr Wilhelm Müller in Cincinnati, O., der Jahre lang Schulleiter war, hat bei Eugen Diederichs in Jena ein Buch „Amerikanisches Volksbildungswesen“ erscheinen lassen. Darin sind zum ersten Male die Bemühungen Amerikas auf dem Gebiete der Volksbildung in ihrem ganzen Umfang, und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung nach in einem Werke deutscher Zunge gewürdigt. Freunden des öffentlichen Schulwesens kann das Buch nur empfohlen werden. (Wir behalten uns vor, auf dieses Werk in der Bücherschau zurückzukommen. D. R.)

Mit welchem Eifer sich die Amerikaner des Mittelwestens zu den Hochschulen drängen, mögen folgende 3 Fälle beweisen, die sich alle Ende des Sommersemesters ereigneten. Vater und Sohn erwarben sich am gleichen Tage in Chicago den Doktor jur. und werden gemeinsam eine Advokatenfirma aufrichten. In Ann Arbor, Mich., graduierten Mutter und Tochter von der University of Michigan und abermals ein Vater und Sohn in derselben Klasse in Missouri. Fossile gibt es demnach im Mittelwesten noch nicht.

Die New York State - Modern Language Association hat für ihre Versammlung das folgende interessante Programm aufgestellt:

27. Dez. Geschäftliches und die Vorträge: More Efficient Instruction in Modern Languages. Dr. W. C. Decker, Reform from the Top or To What Extent and How Should Modern Languages be Taught in the High School? Dr. Henry Zick, De Witt Clinton High School, New York.

Some Remarks on the Regents Examination in German. Dr. C. A. Krause, Jamaica High School.

Diskussion wird eröffnet durch Herrn Dr. Frank C. Garnea.

The Educational Preparation of the Teacher of Modern Languages in Secondary Schools. Dr. Julius Sacha, Teachers' High School, New York.

The Teaching of German in the Elementary Schools. Prof. M. J. Chemnitz, Supervisor of German, Buffalo, N. Y.

28. Dez. Geschäftliches und: Probelektion in Deutsch. Dr. F. Montessor, De Witt Clinton High School, New York. Aufsatzschreiben im Unterricht der Neueren Sprachen. Prof. U. C. Davidson, Cornell University, Ithaca, N. Y. Soll ein Student das Recht haben, die wahlfreie Neuere Sprache bei der Aufnahmeprüfung selbst zu wählen? Julius Tuckermann, Springfield, Mass. (Central High School).

Die Staatsuniversität von Illinois hat in den letzten 10 Jahren eine grössere Zunahme ihrer Schülerzahl zu verzeichnen als 24 private Colleges und Universitäten im nördlichen Mittelwesten zusammengekommen, eingeschlossen die Chicago University und die Northwestern. Die Zahl der Neuaufgenommenen im Jahre 1899 war 807 im Jahre 1909 schon 3,009, mithin eine Zunahme von 2,202 Studenten; die erwähnten 24 Anstalten hatten ihre Schülerzahl nur um annähernd 2,193 vergrössert.

G. J. Lenz.

IV. Vermischtes.

Coeducation.

Mel.: Die Lore am Tore.
 Von allen den Dingen, die Lehrer er-
 dacht
 Für artige Buben und Mädchen,
 Das schönste hat man hier zu wege ge-
 bracht,
 Man nennt es die Coeducation,
 Da lohnt sich's doch noch zur Schule zu
 gehn,
 Für Knaben sowohl als für Mädchen,
 Der Schulzwang, wie scheint er auf ein-
 mal so schön,
 Und nur durch die Coeducation.

Wenn früher ein Bub seine Arbeit be-
 gann,
 So war's nur mit Seufzen und Klagen,
 Das Mädel gar dachte, „Was tut's, ob
 ich's kann,
 Was braucht sich ein Mädchen zu pla-
 gen.“
 Doch seit's vor dem Freunde zu glänzen
 gilt,
 Geht alles, ei sieh, wie ein Mädchen,
 Die Jungens sind dito beim Lernen ganz
 wild,
 Und nur durch die Coeducation.

Wie hübsch auch, erwählt man den künf-
 tigen Mann
 Sich gleich in den untersten Klassen,
 Da weiss man doch wenigstens, was er
 kann,
 Und darf sich darauf verlassen.
 Es spinnen sich zwanglos bei Arbeit und
 Spiel
 Von Herzen zu Herzen die Mädchen,
 Und ist dann erreicht das hauptsächli-
 che Ziel,
 Dann lobt man die Coeducation.

Und wird dann auch manchesmal über
 dem Co
 Die Education vergessen,
 Sie bummeln durch Schule und College
 ganz froh,
 Und plagen sich nicht mit Finessen.
 Dem Tag des Examens entgegen sehn
 Ohn' sonderlich Bangen die Pärchen,
 Denn einer von beiden wirds doch wohl
 bestehn,
 Es lebe die Coeducation!

E. H.

Heiteres. In den Augsburger Neue-
 sten Nachrichten erliess vor kurzem ein
 Lokomotivführer folgende Warnung:
 „Wer meiner Frau Karolina Miehle, geb.
 Jaser, Huckerstochter aus Augsburg,
 weder in Geld noch in Waren etwas

leiht oder borgt, hat von mir keine Zah-
 lung mehr zu erwarten.“ Das scheint
 ein anschlägiger und kurzfertiger Mann
 zu sein: er bezahlt seine Gläubiger ein-
 fach nur gegen neuen Pump.

Eine Fremdwortgeschichte er-
 zählt die Frankfurter Zeitung. Vor dem
 Schöffengericht einer kleinen rheinischen
 Stadt steht ein gewisser Joseph Schmitz.
 Er ist angeklagt, unberechtigtweise
 gefischt zu haben. Auf die Frage des
 Vorsitzenden, weshalb er an dem Bache
 geangelt habe, erklärt Schmitz, dass er
 sich als Einwohner des Dorfes dazu be-
 rechtigt geglaubt habe. Vorsitzender:
 „Also Sie fischten mit bona fides!“
 Schmitz: „Nä, Herr Präsident, mit nem
 Wurm.“ Vors.: „Sie verstehen mich
 nicht. Ich meine, ob Sie in gutem Glauben
 fischten?“ Schmitz: „Dat versteht
 sich, römisch-katholisch!“

Im Kaffeekränzchen einer klei-
 nen süddeutschen Stadt wird eine Mit-
 schwester von einer andern über die Re-
 defertigkeit einer neuen Bekannten aus-
 geforscht. „Sie scheint sehr einsilbig zu
 sein!“ klopft die Neugierige auf den
 Busch und erhält die überzeugende Ant-
 wort: „Ach, Sie meinen die Eisenbahn-
 betriebssekretariatsassistentin? Ja, die
 ist sehr einsilbig!“

Schiller - Anekdote. In der
 Karlsschule durften die Schüler am
 Sonntag nur mit drei Knöpfen schliessen,
 um das Jabot breit herausstehen zu las-
 sen; in der Woche mussten sie vier
 Knöpfe schliessen. Die putzsüchtigen
 unter den jungen Leuten knöpften aber
 auch an den Schultagen nur drei zu und
 freuten sich über den weitausgelegten
 Busenstreif. Einst wurde Schillers Ne-
 benmann von dem vorgesetzten Offizier
 darüber zurechtgewiesen und entschul-
 digte sich mit dem Vorgeben, der Knopf
 sei zufällig aufgesprungen. Am andern
 Tage war Sonntag; Schiller hatte ge-
 dichtet und kam unbekümmert um die
 militärische Regel mit geschlossener
 Weste zur Parade. Hauptmann Schmek-
 kenbecher machte ein finsternes Gesicht.
 „Schiller!“ — „Herr Hauptmann!“ —
 „Was ist heut für ein Tag?“ — „Hm —
 Sonntag!“ — „Mit wie viel Knöpf' ist
 das Gilet am Sonntag geschlossen?“ —
 „Hm — mit drei.“ — „Wie viel hat er
 zu?“ — „Ich? — Eins — zwei — drei —
 vier.“ — „Wie kommt das?“ — „Ah —
 's mir einer zugesprungen!“

Bücherschau.

I. Zeitschriftenschau.

Von Prof. E. C. Reodder, Ph. D., University of Wisconsin.

Die Neueren Sprachen ed. Wilhelm Viëtor (Marburg in Hessen, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung). Band 18, Heft 4 (Juli 1910), S. 193—210: Wilhelm Münch, Berlin, *Lebende Sprachen und lebendiger Sprachunterricht*.

Da wir die gehaltvollen Ausführungen des rühmlich bekannten Pädagogen in absehbarer Zeit ganz oder wenigstens zum grossen Teil in unserer Zeitschrift zum Abdruck zu bringen gedenken, sei einstweilen nur der Titel des Vortrages verzeichnet und von einer ausführlichen Inhaltsangabe abgesehen.

— — — Heft 5 (August 1910), S. 257—268: Bruno Herlet, Bamberg, *Über die Vermittlung eines praktischen Wortvorrats im neusprachlichen Elementarunterricht. I.* (Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung des bayrischen Neuphilologenverbandes zu München am 2. April 1910).

Verfasser bekämpft die Vorschläge von Max Walter, Frankfurt a. M. (vgl. unsere Zeitschriftenschau vom Juni 1907), nach denen der Lehrer für jede Klasse den Wortschatz für die betreffende Fortschrittsstufe in der Erlernung der Fremdsprache zusammenzustellen und der Klasse jeweils durch Diktat zu vermitteln hätte, als Überbürdung und als zeitraubend. Statt dessen verlangt er die Ausarbeitung und Drucklegung eines solchen systematischen und stufenweise fortschreitenden Vokabulars, das auf allen Schulen in der gleichen Klasse zu gebrauchen wäre, damit auch bei Schülern, die an andere Anstalten übergehen oder sonstwie in die Hände verschiedener Lehrer kommen, nicht nur dieselben grammatischen Kenntnisse, sondern auch derselbe aktive Wortschatz vorausgesetzt werden könne. Nach dem Bericht über die Versammlung hat Herlets These unter den Anwesenden allseitige Zustimmung gefunden. Vielleicht wäre es auch geraten, wenn unsere Modern Language Association of America auf einer ihrer Tagungen zu diesem Problem hierzulande Stellung nehmen wollte.

— — — Heft 6 (Oktober 1910), S. 336—348: Th. Flury, Küssnacht-Zürich, *Soll an den oberen Klassen der Mittelschule der Unterricht in der fremden Literatur systematisch oder im Anschluss an die Lektüre erteilt werden?* (Vortrag, gehalten beim Neuphilologentag in Zürich, 17. Mai 1910).

Professor Flurys Vortrag gipfelt in folgenden Sätzen: „1. Eine eingehende Behandlung der fremden Literatur geht über den Rahmen der Mittelschule hinaus, sie bedeutet eine Überforderung von Lehrern und Schülern. 2. Die Lektüre von Fragmenten ist zu verwerfen, da sie kein Interesse am Stoff aufkommen lässt und daher nur Schulmüdigkeit pflanzt. 3. Die stetige Verbindung der literarischen Belehrung mit der Lektüre an Hand eines Lesebuches würde das neunzehnte Jahrhundert in den Vordergrund stellen; die grossen Zeiten der französischen Literatur und Kultur sind aber das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert, und die Schule muss vor allem einen Einblick in die weltgeschichtliche Rolle geben, die Frankreich damals gespielt hat. 4. Was wir geben können,

ist (a) literarische Belehrung an Hand von wenigen Meisterwerken von typischer Bedeutung; (b) eine Propädeutik der Literaturgeschichte, nämlich (aa) eine Einführung in den Geist der Sprache und in die Eigenart des Volkes; (bb) eine Ideengeschichte der fremden Literatur in den letzten drei Jahrhunderten."

— — — Die Neueren Sprachen bringen ausserdem an mehreren Stellen der zuletzt erschienenen Nummern Berichte von Vorträgen über phonographische Instrumente als Hilfsmittel beim Sprachunterricht. Meine eigenen Einwände gegen dieses Hilfsmittel habe ich schon zu verschiedenen Malen in der Zeitschriftenschau unserer letzten Jahrgänge dargelegt, und so freut es mich, heute berichten zu können, dass man von den übertriebenen Erwartungen, die man an den Phonographen geknüpft hatte, auf ein bescheideneres Mass gekommen ist. Man gesteht nunmehr gegenüber der lebendigen Stimme dem Instrumente nur noch die (immerhin noch sehr schätzenswerten) Vorzüge zu, dass man sich von dem Phonographen ein Stück beliebig oft wiederholen lassen könne, langsam und schnell, laut und leise, stets mit derselben Stimme und in demselben Tonfall, und dass das Instrument die Wiedergabe desselben Stückes mit verschiedenen Stimmen und in verschiedenen Interpretationen ermögliche. Dagegen gibt man jetzt zu, dass die Instrumente, wie sie heute sind, wegen ihrer Unvollkommenheit bei der Lautschulung nicht verwendbar seien. Da sie die Vokale, also die Tonträger, gut wiedergeben, sind sie vortrefflich zum Studium von Akzent und Vortragsfarbe. Sie helfen also nur in physikalischer Hinsicht (Betonung), nicht in physiologischer (Artikulation). Erspriessliche Dienste können sie leisten dem Lehrer bei der Vorbereitung, zu Vorführungen in der Klasse in der Mutter- wie in der Fremdsprache, und vielleicht dem Schüler als Mittel zur Wiederholung, wobei aber gerade im Anfang grosse Vorsicht geboten ist wegen der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit von Missverständnissen bei der Erlernung der Konsonanten.

Educational Review ed. Nicholas Murray Butler (New York), June, 1910, pp. 65—77: Edward Spanhoofd (St. Paul's School, Concord, N. H.), *What we might learn from German Schools.*

Der Verfasser zählt der Reihe nach die Gründe auf, die nach seiner Ansicht das umfassendere und eingehendere Wissen des deutschen Mittelschülers im Vergleich zu dem seines amerikanischen Altersgenossen erklären. Die Studiensäle hierzulande seien zu gross und böten zu viel Zerstreuung und Ablenkung. Sehr schädlich sei der Umstand, dass einer Lektion in der Klasse jeweils eine Vorbereitungsstunde im Studiensaal vorausgehe; dies begünstige ein geistloses Eindringen der Aufgabe für lediglich die folgende Stunde, führe zu raschem Vergessen des Gelernten und verursache ausserdem, da der Schüler sich auf diese Weise zu lange mit dem gleichen Gegenstande beschäftige, Abspannung und Ermüdung; desgleichen sei dem Schüler, der mit seiner Vorbereitung vor Ende der angesetzten Zeit fertig werde, Gelegenheit gegeben, seine übrige Zeit nutzlos zu vergeuden. Hingegen sei der Stundenplan der deutschen Mittelschule viel vernünftiger eingerichtet: die schwersten Fächer, die die meiste Konzentration erfordern, wie Mathematik und Grammatik, fallen auf die ersten Vormittagsstunden, ihnen folgen dann Geschichte, klassische Sprachen, neuere Sprachen, und in den späteren Nachmittagsstunden Zeichnen, Singen und Turnen. In Deutschland werde mehr in der Klasse selbst durchgenommen und die häusliche Vorbereitung auf das Notwendigste beschränkt; auch die deutschen Schülerpulte, in denen alle Bücher beisammengehalten werden können, und die jederzeit ohne Umstände das Schreiben nach Diktat oder freie Aufzeichnungen nach dem Vortrage des Lehrers ermöglichen, seien den hiezulande üblichen

weitaus vorzuziehen. Der ganze Studiengang, die Aufeinanderfolge und das Ineinandergreifen der Fächer in der deutschen Mittelschule sei viel rationeller als hier; vor allem beginne das Studium der fremden Sprachen viel früher und sei infolge der ihm zugewiesenen grösseren Stundenzahl viel fruchtbarer; zu empfehlen sei ferner die Verteilung der naturwissenschaftlichen Fächer über den ganzen neunjährigen Lehrgang, von beschreibender zu experimenteller Behandlung fortschreitend (in diesem Zusammenhange sei auch auf die vom Verfasser nicht erwähnte, ganz ausgezeichnete Korrelation der mathematisch-physikalischen Gruppe hingewiesen!); Geschichte und Geographie seien im ganzen Lehrgang verbunden, während es in Amerika möglich sei, die Mittelschule und sogar das College zu absolvieren, ohne jemals Geschichte der Vereinigten Staaten gehabt zu haben; jeder Lehrer der deutschen Mittelschule lehre ausserdem Deutsch in irgend einer Klasse und habe dann in derselben Klasse auch ein weiteres wichtiges Fach zu vertreten, so konzentriere sich der ganze Lehrgang um den Unterricht in der Muttersprache; der Aufsatzunterricht sei vorzüglich, und die vielen seit mehreren Generationen auswendig gelernten Gedichte bildeten heute eine Bildungsgrundlage für den gesellschaftlichen Umgang wie früher das klassische Altertum; hohes Lob wird auch den deutschen Lesebüchern gezollt. Noten und Prüfungen seien in der deutschen Mittelschule so gut wie unbekannt.* Die einzige Ausnahme bilde das Abiturientenexamen, doch sei auch dies insofern nur Formsache, als jeder, der zugelassen werde, auch annehmen dürfe, dass er es bestehen werde oder sich bereits als bestanden betrachten könne.** Eine nachahmenswerte Einrichtung der deutschen Mittelschule sei ferner die Anstellung eines Ordinarius oder Klassenlehrers, der im Verein mit dem Direktor den Stundenplan für seine Klasse ausarbeite, dafür sorgt, dass sich zu keiner Zeit die Aufsätze und sonstigen häuslichen Aufgaben allzusehr anhäufen, mit den einzelnen Schülern in persönliche Fühlung zu treten hat und sich aus den Eintragungen der Aufgaben im Klassenbuch durch die Lehrer verlässigt, dass in keinem Fache an die Schüler übertriebene Anforderungen zum Schaden des Ganzen gestellt werden, während hiezulande die Leistungsfähigkeit in allen andern Fächern jeweils um so viel vermindert werde, als sie durch tüchtige, ehrgeizige Lehrer in ihren besonderen Fächern gehoben wird. Im deutschen Schulwesen fehle zwar der Sport nicht völlig, aber er spiele keine solche Rolle in der Anschauung des Schülers, dass er auf die Schularbeit geradezu lähmend, zum mindesten in den meisten Fällen schädigend einwirke, da er eben hier nicht mehr ein Mittel zur Stählung des Kör-

* Dies stimmt nun freilich nicht ganz. Zensuren werden ja auch in jedem einzelnen Fache erteilt, nur versucht man nicht fein säuberlich den Grad der erreichten Vollkommenheit nach Prozenten zu etikettieren; auch trachten die meisten Lehrer darnach, die Tüchtigkeit des einzelnen Schülers zu beurteilen, ohne jeden Tag eine Zensur in ihr Merkbuch einzutragen. Zensuren in den Einzelfächern sind aber schon deshalb notwendig, weil an den meisten Anstalten bis wenigstens zur Obersekunda am Ende jedes Tertials die Reihenfolge der Schüler nach ihrer Tüchtigkeit bestimmt und auf dem Zeugnis eingetragen wird; auch werden ja am Ende des Schuljahres in den meisten Anstalten in allen Klassen bis zur Untersekunda den besten Schülern Preise und öffentliche Belobungen zuerkannt.

** Diese Auffassung ist jedoch durch die bestehenden Verhältnisse keineswegs gerechtfertigt, denn von den Zugelassenen fällt alljährlich ein hübscher Prozentsatz durch.

pers, sondern zum Selbstzweck geworden sei. Endlich sei das deutsche Schuljahr länger; der Unterschied betrage in dem neunjährigen Lehrgang der deutschen Mittelschule annähernd zwei volle Schuljahre. Ein Vergleich zwischen dem amerikanischen und dem deutschen Bildungswesen führe zu folgenden Schlüssen: 1) Der Graduierte des amerikanischen College sollte eine bessere Ausbildung haben als der deutsche Abiturient und wird sie auch haben, vorausgesetzt dass er alle Bildungsgelegenheiten seines College ehrlich ausgenutzt hat. 2) Dieser Vorteil entspricht jedoch nicht etwa einem vier-, sondern nur einem zweijährigen Studium, da die deutsche Mittelschule auch die Fächer des *freshman* und des *sophomore* umfasst. 3) Der Deutsche hat seine Allgemeinbildung im Alter von durchschnittlich 18—19 Jahren abgeschlossen und kann dann zum Berufsstudium auf der Universität übergehen, während der gleichaltrige Amerikaner noch zwei Jahre auf die Grundlage seiner Allgemeinbildung verwenden muss. 4) Da nun erfahrungsgemäss jeder Mensch im Alter von achtzehn, neunzehn Jahren an seinen künftigen Beruf denkt, wird der junge Amerikaner die Fächer, von denen er für seinen Lebensberuf keinen Nutzen erwartet, nur ungern und darum in den meisten Fällen schlecht betreiben. Aus denselben Erwägungen heraus ist der aus vier Präsidenten bestehende Ausschuss der National Association of State Universities zu der Forderung gekommen, dass mit dem Ende des Sophomorejahres die Allgemeinbildung abgeschlossen sein und die Berufsbildung einsetzen sollte. Ein Vorschlag zur Besserung der Lage ist schon öfters laut geworden, nämlich dass die Mittelschule (*high school* und *academy*) die beiden ersten Jahrgänge des College in sich aufnehmen solle. Die amerikanischen Kinder stehen an Intelligenz denen keines anderen Landes nach, und bei zweckmässiger Anordnung der Studienfächer besteht keinerlei Gefahr der Überarbeitung. Da niemand einer Kürzung der Ferienzeit das Wort reden wird, möchte Spanhoofd zwangsweisen Besuch von Sommerschulen für die Minderbegabten und Zurückgebliebenen vorschlagen. Die Elementarschule müsste die beschreibenden Naturwissenschaften aufnehmen und als Lese- und Sprachstoff verarbeiten. Fremde Sprachen müssten lange vor dem vierzehnten Lebensjahr begonnen werden, und kein Schüler, der von Hause aus eine der modernen Kultursprachen spricht, sollte in der Schule Gelegenheit bekommen, seine Kenntnisse total zu vergessen. Die so entlasteten späteren Jahrgänge der Mittelschule könnten dann so viel mehr von dem Lehrgange des College vorwegnehmen, dass die hier erlangte Bildung als Vorbereitung auf das eigentliche Universitätsstudium und auch als Allgemeinbildung fürs Leben genügen dürfte.

The School Review (University of Chicago Press), Vol. 18, No. 2 (February, 1910), pp. 121—124: Ivy Kellerman (Washington, D. C.), *Esperanto as a Prerequisite Study*.

Ich hoffe in nicht allzuferner Zeit einmal Musse zu finden zu eingehender Begründung meiner festen Überzeugung, dass, wenn zwei Leute sich in Esperanto (oder Volapük oder sonst einer Hilfssprache) unterhalten, sie sich nur dann vollkommen verstehen können, wenn sie von Hause aus dieselbe Muttersprache sprechen (also ohne Esperanto viel besser fertig werden). Dass ich also über Dr. Kellermans Vorschlag, dem lateinischen Unterricht der Mittelschule das erste Halbjahr fortzunehmen und es auf die Erlernung der neuen internationalen Hilfssprache zu verwenden, nicht gerade entzückt bin, bedarf nicht erst der Versicherung meinerseits. Einstweilen begnüge ich mich damit, Dr. Kellermans Behauptung, der Kenner des Esperanto bringe zum Studium jeder neuen Fremdsprache bereits auch die Kenntnis von 75 Prozent ihres Wortschatzes mit, als völlig ungerechtfertigt zurückzuweisen, und ich habe

dabei nicht bloss das Deutsche im Sinn. Mein Gegenvorschlag geht — und dazu vergleiche man auch die Ausführungen Dr. Spanhoofs oben — dahin, das Studium der Fremdsprachen im Alter von neun bis zehn Jahren zu beginnen und dann ununterbrochen fortzuführen. Warum ich von einem vorausgehenden Studium des Esperanto für die Erlernung einer lebendigen Fremdsprache im Mittelschulalter nicht nur keine Förderung, sondern direkten Schaden erwarte, gedenke ich im Zusammenhange mit meiner eingangs genannten These ausführlicher darzutun. Zu solch catlinarischen Neuerungsgehliten wie Kellermans Vorschlag habe ich denn hier nichts zu sagen als ein energisches *Videant consules!*

— — — No. 7 (September, 1910), pp. 471—480: John Franklin Brown (Teachers' College, Columbia University), *Impressions of the German System of Training Teachers for the Higher Schools.*

Den wichtigsten Grund für die gründlichere Ausbildung, die die deutschen Schulen gewähren, sieht der Verfasser in der gediegeneren Vorbildung ihrer Lehrer. Er betrachtet zusammenhängend das akademische Studium, das sogenannte Seminarjahr und das Probejahr. Am meisten Eindruck hat auf ihn das vor wenigen Jahren eingeführte Seminarjahr gemacht, während dessen die Kandidaten für Mittelschulstellungen an bestimmten Anstalten unter der Aufsicht erprobter älterer Schulmänner Pädagogik theoretisch und praktisch betreiben. Die Einrichtung hat sich nach seinem Urteil glänzend bewährt.

II. Bücherbesprechungen.

Herzensergiessungen eines deutschen Romantikers. Nach mehr denn hundert Jahren seit ihrem Entstehen sind die Liebesbriefe zwischen Clemens Brentano und dessen Freundin und späterer Gattin Sophie Mereau durch Veröffentlichung zugänglich gemacht worden. Die Liebesliteratur der Welt ist dadurch um ein bedeutendes bereichert und unsere Kenntnis der deutschen Romantik um ein wichtiges Kapitel erweitert. — Eine so masslose Leidenschaft, eine so unbezähmte, wild auflodernde Brunst der Liebe, ein solch prasselndes, züngelndes Feuer der erregendsten Gefühle, wie sich hier ausspricht, ist wohl einzig in der deutschen Literatur. Es liegt geradezu etwas Diabolisches in diesem Liebesverhältnis; sagt doch Clemens selbst: „Ich liebe dich ganz gottlos, ganz teuflisch.“ Und Sophie ruft aus: „Clemens, du bist ein Dämon! Du bist wunderbar, du bist ein Geist, kein Mensch!“ — und wieder schreibt sie ihm: „O du Ungeheuer, Genie, Bösewicht, Lügner, Verläumder, Räuber, Schriftsteller, Komödiant — ach du Teufel, ich bin ausser mir, ich sterbe, ich bin schon tot.“ Nicht zum mindesten erklärt sich all dieses aus dem italienischen Blute, das zur Hälfte in des genialen Dichters Adern rollte.

Diese Briefe waren durch Brentanos Schwester Bettine in den Besitz Varnhagens von Ense übergegangen und mit dessen Nachlass in die Königliche Bibliothek zu Berlin gelangt. Herman Grimm hatte die Korrespondenz seines Onkels als „für die Öffentlichkeit nicht geeignet“ bezeichnet, und so wurden die Briefe auf dessen Wunsch geheim gehalten. Jetzt hat Heinz Amelung sich das Verdienst erworben, die Aufhebung der Sekretierung durchgesetzt und die Briefe im Insel-Verlag zu Leipzig in zwei reizenden Bändchen veröffentlicht zu haben. Der Herausgeber hat dem Buche eine prächtige Einleitung, die viel neues Material bringt, und viele fleissige Anmerkungen hinzugefügt.

Im April, 1798, bezog Clemens Brentano die Universität Jena, damals der Mittelpunkt der deutschen Romantik und eine Kulturstätte ersten Ranges. Hier wohnten Schiller, Fichte, die beiden Schlegel, Tieck, Schelling; oft kamen Goethe, Herder und Novalis zum Besuch. Auch an hervorragenden Frauen, wie Karoline Schlegel, Dorothea Veit und anderen fehlte es nicht, und so herrschte in der kleinen Universitätsstadt ein reges Gesellschaftsleben. In diesem Kreise lernte der 19jährige Student die Dichterin Sophie Mereau ken-

nen, die in unglücklicher Ehe mit dem Professor der Jurisprudenz Friedr. Carl Ernst Mereau lebte. Sie war eine äußerst talentierte Frau, die selbst Goethe und Schiller imponierte, welche ihre Gedichte neben ihren eigenen veröffentlichten, — und dabei von geradezu unwiderstehlicher Anziehungskraft. Ein Zeitgenosse schildert sie als „eine reizende kleine Gestalt, zart bis zum Winzigen, voll Grazie und Gefühl“ und ein anderer als „eine niedliche kleine Figur.... Sie hat ein freundliches Wesen, spricht gern von literarischen Produktionen, doch ohne Ziererey und ohne sich etwas darauf einzubilden.“ Sofort hatte der leidenschaftliche Dichter sein Herz an sie verloren. Er besuchte sie häufig und las ihr aus seinem damals entstehenden Roman „Godwi“*) vor. Auch Sophie empfand „aufwachende Neigung und Wohlgefallen an ihm“. Der Verkehr zwischen ihnen wurde immer inniger. 1799 schreibt Brentano an sie: „O könnte ich eine Sprache finden, in der ich heilig wäre, die den Menschensinn tief unter sich fühlte, um Ihnen sagen zu können, was ich unbeschreibbar fühle, wenn ich an Sie denke“; aber nicht bloss „glückliche, heitere Stunden“, sondern auch „schreckliche Szenen und Missverständnisse“ muss die kleine Frau ihrem Tagebuch anvertrauen. Endlich im August, 1800, wurde der Verkehr ganz aufgehoben. Clemens verlässt bald darauf Jena, auch Sophie siedelt mit ihrer Tochter Hulda nach Kamburg über, wo sie nach schweren inneren Kämpfen endlich Ruhe findet und glücklich wird. Es erfolgte am 21. Juli, 1801, die beiderseits ersehnte Ehescheidung von ihrem Gatten Mereau, die von einer Kommission unter Herders Vorsitz ausgesprochen wurde.

So ist Sophie von ihrem Mann geschieden, von Brentano getrennt und lebt in Kamburg, wie sie in ihr Tagebuch verzeichnet, „in voller Klarheit, Frieden, Religion, unzerstörbarem Glück. Lohn nach überstandener Prüfung.“

Clemens konnte aber seine Geliebte nicht vergessen. „Nichts, nichts kann die Erinnerung an die Mereau in mir vernichten; Gott weiss es, ich liebe treu und sterbe treu, freudelos, leidenlos“. Er schreibt an sie, reist sogar im November, 1801, nach Jena und bestürmt sie mit Briefen, doch werden diese ablehnend beantwortet. Durch seinen

Freund Majer in Weimar lässt er Vermittlungsversuche machen — vergebens; ja, er nimmt seine Zuflucht zur Verstellung. Er schreibt ihr einen Brief, angeblich als von seiner Schwester über ihn — alles vergebens. Er berichtet hierüber seinem Freunde Achim von Arnim: „Das Zettelchen, das sie mir schrieb, ist ein würdiger Geselle aller gezierten, herzlosen Papiere, die ich von ihr habe, und bei Gott ein leeres Geschwätz mit einem spitzen Mäulchen“. Er musste gedemütigt und tief gekränkt wieder abreisen. Noch ein Jahr sollte verstreichen, ehe das Schicksal der beiden sich entschied. Im Dezember, 1802, zog Sophie nach Weimar. Am 10. desselben Monats richtete Christian Brentano im Auftrag seines Bruders einen längeren Brief an Sophie, in dem er um Zurückerstattung des Bildes ihrer Mutter bittet, seines Bruders Schmerz darüber ausdrückt, dass Sophie gewisse von diesem an sie geschickte Lieder nicht in ihren Almanach aufgenommen habe, und sich des weiteren über Clemens' Zustand verbreitet. Daraufhin sendet sie an Clemens das gewünschte Bild mit einem kurzen sachlichen Brief, der mit der Bitte schließt: „Seien Sie ehrlich gegen sich und mich! Sagen Sie einmal einfach, wahr und ohne Witz: weshalb beklagen Sie sich über mich?“ Clemens antwortet mit einem leidenschaftlichen Erguss von 23 Druckseiten, den er selbst an seinen späteren Schwager Achim von Arnim als „den freisten, kühnsten und glücklichsten Brief, den ich je geschrieben, und den längsten“ bezeichnete. Sophie antwortete wohl schnippisch, von oben herab und mit bitterem Sarkasmus; doch sie hatte geantwortet, und so sind die Beziehungen wieder angeknüpft, obgleich er die Sache nicht allzu ernst zu nehmen scheint, denn in demselben Brief an Arnim sagt er: „ich wende mich wieder künstlich zu ihr, und die ganze Sache kann ich nun wie alle mein Glück ruhig treiben, ich will sehen, wer den andern überlistet, mit Füßen soll sie mich nicht wieder treten, denn sie ist, seit ich dich kenne, keine Bedingung meines Glückes mehr, und könnte mir vielleicht nur noch ein Amüsement werden. Mein nächster Brief wird eine Mausefalle sein, in der sie selbst der Speck ist, und die Egoistin gefangen wird.“ Doch es sollte anders kommen; nicht sie, sondern er wurde der Gefangene. Sie erteilt ihm die Erlaubnis, sie wiederzusehen, und da hält es ihn nicht länger in der Heimat. Ohne Abschied von den Seinen zu nehmen, eilt er zu ihr. Am 14. Mai finden sich die Herzen der einst Liebenden wieder zu-

*) Neu herausgegeben von Heinz Amelung als Band 5 einer neuen 18bändigen kritischen Ausgabe der Werke Clemens Brentanos. (Verlag von Georg Müller in München).

sammen. Sophie schreibt in ihr Tagebuch: „Frühling des Gemütes. Grosser Wechsel. Blumen, Liebe, Andacht, Leben. Glücklicher Tag! wo ich endlich bestimmt die eigentlichen Vergehungen meines Lebens einsehen konnte, wo ich die wahre Quelle meines Unglücks fand, wo mein Geist sich gestärkt fühlte, wie die Natur nach einem Gewitterregen, und wo der wahre Genuss des Lebens an keine Zeit, kein Alter gebunden, nahe und erreichbar vor mir dastand!“ Und Clemens verleiht seiner überschwänglichen Stimmung Ausdruck in dem Verse:

„Süsser Mai! du bringest wieder
Blumen, Blüte, Sonnenschein,
Dass ich wisse, wem die Lieder,
Wem das Herz, das Leben weihn.“

Es begannen glückliche Wochen des Zusammenlebens, bis sie sich am 22. August auf kurze Zeit wieder trennen — Sophie mit ihrer Freundin Charlotte von Ahlefeld eine Reise nach Dresden antretend, und Clemens nach Marburg zu seinem Freund und späteren Schwager, Professor von Savigny zurückkehrend. Nun folgen Briefe der Sehnsucht und der Leidenschaft, wie sie wohl die deutsche Literatur kaum wieder aufzuweisen hat. Zugleich tritt uns hier die höchst merkwürdige Tatsache vor die Augen, dass der Mann zur rechtlichen kirchlichen Ehe drängt, während die Frau zum Zusammenleben bereit ist, vor der Ehe aber zurückscheut. (Sie war ja eben erst von den Banden einer unglücklichen Ehe erlöst worden und hatte guten Grund, bedächtig zu sein.) Es entspinnt sich ein leidenschaftliches Flehen, fast Ringen, seitens Clemens, ihm doch diesen letzten Gefallen nicht zu verweigern und ihm sein Glück vollzumachen. Sophie beweist ihm eine zähe unerbittliche Standhaftigkeit. Da plötzlich bricht ihr Widerstand. In einem unvergleichlich schönen Brief vom 28. Oktober, 1803, gibt sie ihre Einwilligung: „Clemens, ich werde dein Weib — und zwar sobald als möglich. Die Natur gebietet es. Ich weiss nicht, warum es mir kostet, Dir zu sagen, und doch kann ich nicht länger schweigen.

Wärest Du bei mir, so wollt' ich Dir es
sagen

Mit einem Kuss,

Doch will die Feder nicht zu schreiben
wagen

Den Götterschluss.

Geheimnisvollstes Wunder, so auf Erden

Die Götter tun,

Was nie enthüllt, nie kann verborgen
werden —

So rate nun!

Denk' Schmerz, Lust, Leben, Tod in Einem Weesen

Verschlungen ruhn,

Denk', dass ein ahnungsvoller Sänger Du
gewesen —

Errätst Du's nun!“

Die Vorbereitungen für den Umzug nach Marburg werden in den nächsten Briefen erörtert. Clemens reist seiner Braut bis Eisenach entgegen, und am 29. November werden sie in der lutherischen Kirche zu Marburg getraut.

Clemens hatte gesiegt. Er hatte volle Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches erreicht. Wurde er nun glücklich? Das war bei seinem überschwänglichen, seinem bizarren Temperament nicht zu erwarten. Die Leidenschaft war bei ihm in der Ehe nicht geflohen, aber auch die Liebe war nicht geblieben. Unstet, ungezügelt, irrlüsternd wie die Werbe- und Brautzeit gewesen war, so gestaltete sich auch die Ehe in Verküngen zartester Liebe und in wilden Stürmen leidenschaftlicher Zerwürfnisse. Die beiden Gatten konnten sich nicht entbehren, und doch konnten sie nicht friedlich und zufrieden beieinander leben.^{*)} Clemens sucht Befreiung und Erleichterung auf Reisen, doch kaum ist er von ihr fort, so gereut es ihn schon, und er empfindet Heimweh und Sehnsucht nach seiner Frau. Er schreibt ihr so geradezu kindisch, dass sie ihm vernünftig, halb derb, halb komisch die Wahrheit sagen muss: „Soll ich weinend oder lachend auf Deinen letzten Brief antworten? — einen grösseren Don Quichote wie Dich trug gewiss nie die prosaische Erde! Zuhause sitzt sein treues Weib, liebt ihn, lebt eingesogen, arbeitsam, trägt ihn in und unter dem Herzen, und ist ganz zufrieden — er reist ganz lustig durch die Welt, zu einem geliebten, wunderholden, einzigen Freund, er könnte ganz ruhig und glücklich sein, aber weil er nun gar nichts weiss, ihm gar nichts fehlt, so kämpft er gegen Windmühlen und trägt sich mit den unwesentlichsten Grillen!..... Du bist es, nicht ich, der ewig nach der Fremde trachtet. Deine Begierde nach mir ist eben das, was Du oft bei mir empfunden

^{*)} Es ist dies eine auffallende Eigentümlichkeit der Romantiker. Im ersten Bande von Tiecks Phantasmagor sagt Willibald: „Ihr alle seid so seltsame liebe und unausstehliche Menschen, dass man ebensowenig ohne euch, als mit euch leben kann. In der Ferne sehn' ich mich nach euch allen und bin ungemut, und in der Nähe ärgre ich mich über alle eure mannigfaltigen Torheiten.“

den; was Dich jetzt zu mir zieht, zog Dich oft von mir weg, es ist ein allgemeines Gefühl, ein stetes Sehnen nach dem Entfernten, das mich eigentlich insbesondere gar nichts angeht. Ich bitte Dich, lieber Fremdling, komme doch endlich einmal nachhause, Du bist stets nicht bei Dir, und es ist so hübsch bei Dir; versuche es nur, und komme zu Dir selbst. Du wirst die Heimat finden, sie lieben, und dann immer bei Dir tragen!"

Dieselbe Bizarrität, die die Liebesbriefe kennzeichnet, findet sich in keinem geringeren Mass in seinem Urteil über seine Ehe. Er schreibt an Achim: "Glaubst Du wohl, Arnim, dass es schmerzt, mit einem kalten Wesen täglich zusammen zu sein, das die Häuslichkeit verachtet, ohne zu einem anderen Dasein Talent zu haben.... Sophie ist immer traurig, launenvoll und hart.. die Götter verwandelten sie in eine kalte, nordische Insel, ein traurig Feld, um das sich mein begehrend Herz bewegte.. Öde ist das Feld, mutlos, trüb und liebt mich nicht. Sie fühlt das, so wie ich, wir haben oft ruhig darüber gesprochen." — aber auch wieder: „Ich lebe jetzt häuslich sehr ruhig, Sophie ist oft recht liebevoll gegen mich." — und: „Du sollst Dich freuen, was Sophie mich lieb hat und wie gut sie ist. Wir leben in einer wunderschönen, einigen Ehe." Sophie schreibt an ihre Freundin, Charlotte von Ahlefeld, das Zusammenleben mit Clemens enthalte Himmel und Hölle, aber die Hölle sei vorherrschend. Das Richtige trifft wohl der unparteiische Freund Arnim, wenn er die beiden Gatten originell mit zwei Meistern auf der Orgel vergleicht, „die beyde recht

spiellustig sind, doch fällt es erst dem einen ein zu spielen, wenn schon der andere angesetzt, da zieht er ihm die Pfeifen aus und will sie stimmen. Da tadeln sie sich wohl einander, dass jenem nun die Töne fehlen, die er ihm selber ausgezogen, und jener diesen, dass er so ungezogen dazwischen pfeift und stimmt."

Die arme Frau verfiel in eine stumme Traurigkeit, eine Art Seelenstarrheit, über die Clemens sich sehr beklagt. Auch ihr könnten die Worte Orsinas in der „Emilia Galotti“ gelten: „Wie kann ein Mann ein Ding lieben, das ihm zum Trotze auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denkt, ist ebenso ekel als ein Mann, der sich schminkt. Lachen soll es, nichts als lachen, um immerdar den gestrengen Herrn der Schöpfung bei guter Laune zu erhalten."

In Marburg wurde ein Knabe geboren, der aber nur 5 Wochen lebte. Ende Juli, 1804, siedelte Brentano dann nach Heidelberg über. Hier wurde die Arbeit an „Des Knaben Wunderhorn“ zusammen mit Arnim vorgenommen. Die Ehe scheint sich glücklicher gestalten zu wollen; Clemens ist voll Freude. Da wird dem allen ein jähes Ende bereitet. Bei der Geburt des dritten Kindes stirbt Sophie am 30. Oktober, 1806, und das neugeborene Töchterchen mit ihr. In seiner Verzweiflung klagt Clemens: „Sie starb, und die Erde starb, alles starb! Sophie, das Herz ist zerbrochen!" — Ein tragisches Ende für die dämonische Liebe dieser beiden genialen Romantiker!

Prof. Dr. J. B. E. Jonas,
Brown University, Providence, R. I.

